

Marianna Deinyan

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Armenien

vom 6. September bis zum 18. Oktober 2016

Braindrain in Armenien – Ein Land verliert seine Zukunft

Von Marianna Deinyan

Armenien, vom 6. September bis zum 18. Oktober 2016



Inhalt

1. Zur Person
2. Willkommen in Armenien
3. Das Thema: Braindrain in Armenien – Ein Land verliert seine Zukunft
4. Ruben Yeganyan: Über die Entstehung der armenischen Diaspora
5. Zahlen und Fakten zur aktuellen Abwanderung
6. Ruben Yeganyan: Was die Menschen ins Ausland treibt
7. Armenien: Ein Land der Gegensätze
8. Besuch in Gyumri: Die Spuren des Erdbebens von 1988
9. Besuch bei der Journalistin Maria Titizian
10. Konservatismus in der Gesellschaft: Coalition to Stop Violence Against Women
11. Anahit Avagyan: Eine Biologin verlässt ihr Land
12. Konservatismus in der Gesellschaft: Im Kampf für die Rechte der LGBT-Szene
13. Birthright Armenia: Diaspora-Armenier lernen ihre Heimat kennen – und lieben
14. Interview mit Achod Papasian: Rückkehrer aus Frankreich
15. Repat Armenia: Ein Versuch, die Repatriierung anzukurbeln
16. Zukunftsprojekt TUMO-Center: Kostenlose IT-Ausbildung für Kinder
17. Fazit
18. Danke – Շնորհակալություն:

1. Zur Person

Ich kenne Armenien, als den Ort, an dem ich früher mit der Familie manchmal vier Wochen meiner Sommerferien verbracht habe. Den Ort, wo Oma und Opa uns an voll gedeckten Tischen empfangen haben, wo wir Hochzeiten feierten und vor der Sommerhitze in die Datscha meiner Tante geflüchtet sind. Armenien bedeutet für mich Heimat, Familie, Freizeit. Jetzt war es jedoch an der Zeit, das Land aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

Dank meines Studiums war mir das Recherchieren im Ausland nicht ganz neu. Im Gegenteil: Durch Recherchereisen nach Tansania und Russland habe ich erst meine Leidenschaft für die Auslandsberichterstattung kennengelernt. Armenien als Rechercheziel hatte für mich die Besonderheit, dass ich Land und Leuten durch meine Familie verbunden bin. Mein Ziel war es nun, die Heimat aus anderen Augen zu betrachten – und die Möglichkeit zu nutzen, ohne Zeitdruck, ein neues Berichtsgebiet für mich zu erkunden. Der Zeitpunkt dafür war gerade perfekt. Mein Studium hatte ich erst kürzlich abgeschlossen und durch die Arbeit als freie Radio- und Online-Journalistin war ich flexibel genug, um mich „mal eben“ für sechs Wochen zu verabschieden. Und so... stieg ich am Nachmittag des 6. Septembers in den Flieger.

2. Willkommen in Armenien

Es ist 4.00 Uhr in der Früh. Meine Augen brennen von der trockenen Flugzeuggluft. Ich habe vielleicht eine Stunde geschlafen, nicht mehr. Der gesamte Flieger schläft noch. In wenigen Minuten wird die Stewardess durchsagen, dass wir den Landeanflug beginnen. Den Landeanflug auf Jerevan, die Stadt in der ich geboren wurde, in der noch immer Großeltern, Tanten und Cousins leben und diesmal die Stadt, in der ich sechs Wochen lang recherchieren werde. Aus dem Flugzeugfenster sieht man die orange leuchtenden Straßenlaternen, die nachts die Straßen erhellen. Direktflüge nach Armenien gibt es aus Deutschland nicht. Meistens fliegt man mit langen Wartezeiten über Wien, Paris, Warschau oder Moskau, sodass die Anreise in das gut 3.000 Kilometer entfernte Land meist genauso lange dauert, wie ein Flug in die USA.

Am Flughafen Zvartnots angekommen, steht das Bodenpersonal zur Begrüßung bereit. Überwiegend junge Frauen schlagen sich hier die Nächte um die Ohren, um die Gäste aus dem Ausland zu begrüßen. Ihr Lächeln, was sie vermutlich schon den ganzen Tag tragen mussten, ist eingefroren. Das

dunkle Augenmakeup kann von den dunklen Augenringen nicht mehr ablenken. Die Frauen arbeiten hier zwölf Stunden am Stück, mal tagsüber, mal nachts, danach haben sie zwei Tage Pause, erzählt mir später eine Bekannte, die selbst dort arbeitet. Durch die Passkontrolle durch, wartet nun der männliche Teil des Bodenpersonals auf die Gäste. Sie helfen den ankommenden Passagieren mit ihrem Gepäck. Ganz klassische Rollenverteilung also.

Ich sitze im Auto nach Jerewan. Auf der 20-minütigen Fahrt in die Stadt passieren wir Trainingslager des Militärs, Nachtclubs, Casinos und riesige Möbelhäuser. Der Weg vom Flughafen in die Stadt ist gesäumt von riesigen Plakaten, die dem Papstbesuch im Sommer 2016 gewidmet sind. Für das streng christliche Armenien eine Ehre, die auch jetzt noch, Monate später, öffentlich zelebriert wird. Die Straße in die Stadt ist menschenleer. Wo sich tagsüber endlos lange Staus bilden, sind jetzt nur vereinzelt Autos unterwegs. Die Stadt schläft noch, doch in wenigen Stunden wird Jerewan erwachen und sein lautes, staubiges und chaotisches Gesicht zeigen.

Bevor ich meine Wohnung für die nächsten sechs Wochen beziehe, werde ich die erste Nacht bei meiner Großmutter verbringen. Sie lebt im Stadtteil „3. Mass“. Der Name ihrer Metrostation heißt „Gorcaranayin“ – was so viel bedeutet wie „Zur Fabrik gehörend“. Ihre Wohnung, die in einem der zahlreichen Blocks aus Sowjetzeiten liegt, ist umgeben von leerstehenden Fabrikgebäuden. Nachts gibt es hier kein fließendes Wasser. Als ich bei ihr ankomme, schnappe ich mir die Kelle und wasche mir mit dem Wasser, das meine Großmutter tagsüber in der Badewanne sammelt, das Gesicht. Ich krieche ins Bett und hole den Schlaf nach, den ich im Flugzeug nicht haben konnte. Willkommen in Armenien.

3. Das Thema: Braindrain in Armenien – Ein Land verliert seine Zukunft

Wenn ich nach meiner Herkunft gefragt werde, ernte ich oftmals Stirnrunzeln. „Armenien? Aha... Wo liegt das?“ Seit der viel diskutierten „Armenien-Resolution“, die Anfang Juni 2016 vom Bundestag verabschiedet wurde, ist das Land ein wenig prominenter geworden. Armenien liegt im Südkaukasus, umgeben von der Türkei im Westen, Georgien im Norden, Aserbaidschan im Osten und dem Iran im Süden. Es ist gerade einmal so groß wie Brandenburg und hat – nach offiziellen Zahlen – rund 3 Millionen Einwohner. Der Großteil der Armenier lebt jedoch im Ausland. Die armenische Diaspora umfasst etwa 10 Millionen Menschen. Die meisten von ihnen leben in Russland, den USA und Frankreich. Und offenbar zieht es immer mehr Armenier ins Ausland. Nicht nur in armenischen Medien ist die

Emigration aus dem Land ein großes Thema. Auch unter der Bevölkerung. „Das Land leert sich“, heißt es immer wieder in den Gesprächen – egal ob in oder außerhalb von Armenien.

Die Gründe: Hohe Arbeitslosigkeit, schlechte Aufstiegschancen und niedrige Arbeitslöhne. Doch auch Unzufriedenheit mit der aktuellen Regierung, den sozialen Umständen und den Lebensstandards im Land, lassen viele Menschen das Land verlassen. Egal ob Saisonarbeiter, die im Sommer meistens für die Arbeit nach Russland gehen, oder junge, meist Akademiker, die das Land dauerhaft verlassen wollen – für das kleine Land mit der ohnehin schon schwachen Wirtschaft ist jede verlorene Arbeitskraft ein spürbarer Verlust. Zumal mit der gebildeten Schicht auch ein Personenkreis das Land verlässt, der für die Förderung seiner Heimat unverzichtbar wäre. Ein Braindrain droht.

Auch ich gehöre zu den 10 Millionen Armeniern, die außerhalb der eigenen Heimat aufgewachsen sind und jetzt nur noch zu Besuch kommen. Meine Familie verließ das Land nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion – in den dunklen und kalten Jahren, wie die frühen 1990er von Armeniern genannt werden. Es sollte eine der größten Abwanderungswellen in der Geschichte Armeniens sein. Denn während auch in anderen ehemaligen Sowjetstaaten der Zusammenbruch des 70 Jahre lang herrschenden Systems für große Schwierigkeiten sorgte, erschwerte der Krieg mit Aserbaidschan um die Berg-Karabakh-Region die Situation in Armenien zusätzlich. Durch die dadurch entstandenen Transportblockaden blieb die Bevölkerung ohne Strom und Gas. Männer fällten Bäume in und um Jerewan, um die Wohnungen zu heizen. Manch einer soll sogar sein eigenes Parkett verfeuert haben. Elektrizität gab es in dieser Zeit nur für eine Stunde am Tag. Nacheinander wurden verschiedene Stadtviertel mit Strom versorgt. Weil jeder innerhalb dieser Zeitspanne versuchte die wichtigste Hausarbeit zu erledigen, waren die Leitungen überfordert. Sie platzten und ganze Gebäudekomplexe blieben wieder ohne Strom. Verständlich, dass viele in dieser Zeit versuchten, das Land zu verlassen.

Das war vor 25 Jahren. Zwar hat sich Armenien größtenteils von diesen Schwierigkeiten erholt, doch gibt es jetzt andere Probleme, die die Menschen ins Ausland treiben.

Dieser Bericht soll die Problematik der Abwanderung aus verschiedenen Aspekten beleuchten. Nicht nur die Auslöser für die Abwanderung, sondern auch Gegeninitiativen und die Förderung von lokalen Potenzialen sollen vorgestellt werden. Um die aktuelle Emigrationswelle zu verstehen, habe ich mich mit Ruben Yeganyan getroffen, einem Demografen aus Jerewan, der seit Jahren das Phänomen der Abwanderung erforscht.

4. Ruben Yeganyan: Über die Entstehung der armenischen Diaspora

„Armenien war schon immer ein Land, das von Migration geprägt war.“

Ich treffe Yeganyan in einem Café an der Hyusisain Poghota, einem Boulevard, der vom Platz der Republik zur Oper führt. Die Straße steht symbolisch für den Immobilienboom, den Jerewan in den letzten Jahren erlebt hat. In den Erdgeschossen der neu errichteten Hochhäuser reihen sich Cafés an kleine Boutiquen von teilweise teuren Designermarken. Doch die oberen Geschosse sind seit der Einweihung der Straße im Jahr 2007 leerstehend. Der Grund: Niemand kann sich so wirklich leisten, in den Luxuswohnungen zu leben.

Als ich Yeganyan bitte, mir grob die größten Migrationswellen der jüngsten Geschichte Armeniens zusammenzufassen, beginnt er einen Monolog, der 17 Minuten lang dauern soll. Während er eine Zigarette nach der anderen anzündet und nebenbei seinen Kaffee trinkt, erklärt er mir, wie die riesige Armenische Diaspora entstanden ist. Ein Monolog, den ich im Folgenden (zusammengefasst) wiedergeben möchte:

„Ob es nun an Schicksalsschlägen oder anderen Umständen lag: Armenien war schon immer ein Land, das von Migration geprägt war. Wenn wir jetzt auf die jüngste Geschichte blicken, würde ich sagen, dass die erste große Migrationswelle nach dem Völkermord im Jahr 1915 stattgefunden hat. Damals sind viele Armenier aus den historischen armenischen Gebieten (heute Osttürkei) geflohen. Der Großteil von ihnen suchte Schutz in westlichen Ländern, doch diejenigen, die in der Nähe des damaligen armenischen Staatsgebietes gelebt haben (Kars, Ardahan, Erzum, Van, Mush), sind hergekommen (in das Gebiet des heutigen Armeniens). Leider war die damalige armenische Republik nicht in der Lage, den neu angekommenen Menschen zu helfen, sodass ein Teil dieser Menschen das Land wiederum verließ.

Die zweite Welle fand Mitte der 1930er Jahre statt. Damals kehrten rund 150.000 bis 200.000 Armenier, die nach dem Völkermord nach Europa und in den Nahen Osten geflohen waren zurück, in die damals Armenische Sozialistische Sowjetrepublik. Diese Welle wurde jedoch vom Zweiten Weltkrieg unterbrochen. Das Land war deshalb auch damals nicht in der Lage, sich angemessen um die neuen Bürger zu kümmern. Es gab zum Beispiel Probleme bei der Unterbringung der Menschen, sodass Familien in ihren eigenen Wohnungen Platz für die Heimkehrer schafften. Theoretisch war diese Migrationswelle vom Staat organisiert, doch für die Unterstützung dieser Menschen gab es keine Mittel.

Abgesehen davon hatten einige dieser Rückkehrer ein schweres Schicksal. Man hat sie für Spione aus dem Westen gehalten und sie ins sibirische

Altai-Gebiet geschickt. Als sich dann Mitte der 1950er Jahre die Umstände veränderten, kehrten viele dieser Menschen zurück. Doch sie fühlten sich verraten und wollten nicht weiter in Armenien leben, sodass eine weitere Auswanderungswelle entstand. Die damalige Regierung versuchte mit allen Mitteln, diese so klein wie möglich zu halten. Viele Menschen kehrten letztlich dorthin zurück, woher sie ursprünglich nach Armenien gekommen waren. Einige von ihnen wanderten dann weiter in Richtung Westen aus – und holten schließlich ihre Verwandten aus Armenien ins Ausland. Vor allem in den 1970er und 1980er Jahren wanderten so viele Armenier aus der damaligen Armenisch Sozialistischen Sowjetrepublik in die USA aus.

Der Staat versuchte dagegen anzukämpfen, indem er aktiv Diaspora-Armenier in ihre Heimat zurückholte – dieses Mal mit besseren Mitteln, als während der Immigrationswelle in den 1930er Jahren. So kamen jährlich rund 3.000 Menschen nach Armenien. Der Staat kümmerte sich diesmal um Wohnungen, Arbeit und die Integration in die Gesellschaft. Doch trotz dieser Bemühungen ließ die Einwanderungswelle immer weiter nach.

Ende der 1980er Jahre verschlechterte sich die Situation im Land sehr stark. Zum Einen gab es die Unabhängigkeitsbewegung im Berg-Karabakh-Gebiet und den daraus folgenden Krieg in der Berg-Karabakh-Region, das schwere Erdbeben im Norden Armeniens, sowie schließlich den Zusammenbruch der Sowjetunion und die damit einhergehenden schwierigen Lebensumstände, unter denen die Menschen im Land leben mussten. Die soziale und wirtschaftliche Lage verschlechterte sich rasant: Die Menschen wurden arm, verloren ihre Besitztümer, weil sie sie verkaufen mussten. All diese Ereignisse führten dazu, dass Viele das Land verließen. Es entstand erneut eine riesige Auswanderungswelle.

Die meisten dieser Menschen verließen Armenien ursprünglich nur vorübergehend. Sie hatten sich vorgenommen, zurückzukehren, sobald sich die Lebensumstände im Land wieder normalisierten. Diese Normalisierung zog sich jedoch hin. Die Lebensstandards entwickelten sich nicht in der gewünschten Art und Weise. Und so blieben viele der zunächst vorübergehend ausgewanderten Armenier dann doch dauerhaft im Ausland. Von 1991 bis 1994 verließen rund 650.000 Menschen, also rund 18 Prozent der Bevölkerung, das Land. Der Großteil dieser Menschen kehrte nie zurück. Im Gegenteil: Sie integrierten sich gut in die fremden Gesellschaften und bauten sich ein neues Leben auf, das für ihre Verwandten in Armenien erstrebenswert erschien. Es war wie ein Magnet, der noch mehr Menschen ins Ausland zog. Zwar waren die Abwanderungsflüsse nicht mehr so groß, wie in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, doch waren die Verluste durch diesen „Magnet-Effekt“ deutlich spürbar. Es entstand eine neue Generation der armenischen Diaspora. (Als alte Generation galt die Diaspora,

die durch den Genozid entstanden ist.) In den späten 1990er Jahren flachte die Auswanderungswelle ab. Jährlich verließen rund 50.000 Menschen das Land.

Die derzeitige Auswanderungswelle hat etwa ab dem Jahr 2005 begonnen. Derzeit verlassen rund 35.000 Menschen jährlich das Land. Aber an dieser Stelle muss man betonen, dass nicht alle diese Menschen ins Ausland gehen, um dort dauerhaft zu leben. Nur ein Teil dieser Menschen hat solche Intentionen. Sie gehen ins Ausland – nach Europa oftmals nur mit einem touristischen Visum – und versuchen dort Fuß zu fassen, eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen. Inwiefern das bei allen so funktioniert, kann ich nicht sagen, aber ein Teil von ihnen schafft es tatsächlich. (Der Großteil der Armenier, der derzeit dauerhaft auswandern will, geht nach Russland.) Von den insgesamt 35.000 Menschen haben rund 15.000 bis 20.000 das Ziel der dauerhaften Emigration. Wenn es keine störenden Umstände geben wird, kehren diese Menschen nicht zurück.

Bei der anderen Gruppe handelt es sich um Arbeitsmigranten. Zum Einen gibt es die Saisonarbeiter, die beispielsweise auf Baustellen arbeiten. Sie gehen im Frühling und kommen im Herbst zurück, wirken sich also nicht auf die Bevölkerungszahl Armeniens aus – zumindest offiziell. Denn die Statistiken haben nicht im Blick, dass auch Saisonarbeiter vereinzelt beschließen, dauerhaft ins Ausland zu ziehen, wenn es denn die Umstände im Ausland erlauben. Der zweite Teil der Arbeitsmigranten, bleibt über mehrere Jahre im Ausland, um dort zu arbeiten. Ich nenne sie „Langzeit-Arbeitsmigranten“. Auch von ihnen bleibt ein Teil schließlich im Ausland. Jedes Jahr steigt die Zahl genau dieser Migranten.

Derzeit sehe ich leider keine großen Chancen auf eine Gegenbewegung, beziehungsweise eine Verringerung dieser Emigrationswelle. Soviel noch zur aktuellen Lage.“

Yeganyan nimmt noch einmal einen Zug von seiner Zigarette. „Ich glaube, ich habe die Migrationswellen der jüngsten Geschichte jetzt ganz gut zusammengefasst, wenn sie noch Fragen haben, nur zu.“

5. Zahlen und Fakten zur aktuellen Abwanderung

Ich habe noch einige Fragen, doch bevor wir zu Yeganyans Einschätzungen zur anhaltenden Auswanderungswelle kommen, will ich zunächst auf offizielle Zahlen eingehen. Zu benennen, wie viele Menschen Armenien tatsächlich verlassen, ist schwierig. Die offiziellen Zahlen vom Nationalen Statistikdienst (National Statistical Service of the Republic of Armenia) gelten weithin als unzuverlässig. Das Online-Magazin „Armenian Weekly“ hat

diese Problematik in einem langen Report zur aktuellen Abwanderungswelle folgendermaßen erklärt: Eine der gängigen Methoden, um die Migrationsrate des Landes zu schätzen, würde lediglich die Differenz zwischen der Anzahl an ankommenden Personen und der Anzahl an Personen, die das Land verlassen, errechnen. Dabei würden Passagiere von Flugzeugen und Zügen sowie an Grenzübergängen an Autobahnen berücksichtigt. Diese Methode wird kritisiert, da sie lediglich Zahlen liefert, jedoch keine Hinweise auf die Auslöser der Auswanderungswelle. Zudem wandere der Großteil der Emigranten nach Russland oder in CIS-Staaten aus, wofür sie keine Visa benötigen, was es zusätzlich erschwert, die tatsächliche Zahl an Auswanderungen festzustellen. Auch die Europäische Kommission hat (in Zusammenarbeit mit dem Nationalen Statistikdienst Armeniens) eine Studie zur aktuellen Lage der Migration in Armenien veröffentlicht und betont darin, dass der Zugang zu zuverlässigen Daten nur begrenzt ist.

Laut aktuellen Angaben (Stand August 2016) des Staatlichen Migrationsdienstes (State Migration Service) haben im ersten Halbjahr von 2016 insgesamt 66.629 Menschen das Land verlassen, ohne bisher zurückzukehren. Die Analyse basiert auf Daten, die vom Nationalen Statistikdienst des Landes veröffentlicht wurden. Demnach ist die Zahl der Auswanderer im Vergleich zum Vorjahreszeitraum um 11,7 Prozent (in absoluten Zahlen: Ca. 8.800 Menschen) gesunken. Insgesamt haben laut Staatlichem Migrationsdienst im Jahr 2015 rund 43.400 Menschen das Land verlassen. Seit 2010 liegt die Migrationsrate in etwa in diesem Bereich.

Im Jahr 2015 hat die Russisch-Armenische Universität (RAU) unter der Leitung von Demograf Ruben Yeganyan, eine Studie zur Abwanderung aus Armenien veröffentlicht. Demnach sei die Problematik der „externen Migration“ nicht nur ein Massenphänomen in Armenien, sondern auch ein wachsendes Phänomen. Während in den Jahren 2007 bis 2013 noch 24,3 Prozent der Bevölkerung das Land verlassen haben, ist der Anteil in den Jahren 2012 bis 2015 auf 33,8 Prozent angestiegen. Zudem heißt es in dem Bericht, dass die Abwanderung in allen Regionen des Landes spürbar ist, mit nur kleinen Unterschieden zwischen ländlichen Regionen (9,5 Prozent) und Städten (11,4 Prozent).

Dabei wird die Abwanderung aus Armenien in zwei Kategorien unterteilt. Die Gruppe der Auswanderer kann laut Yeganyan in „Dauerhafte Migration“ und „Arbeitsmigration“ unterteilt werden. Laut der Studie sind die Hauptbeweggründe für die „Dauerhafte Migration“: Unzufriedenheit mit den Lebensumständen im Land, sowie der Mangel an positiven Entwicklungen. Kurzum resignieren die Menschen im Land, haben keine Hoffnung mehr auf Besserung und beschließen, ihr Glück – auch zum Wohle ihrer Kinder – im Ausland zu versuchen. Bei der „Arbeitsmigration“ handelt es sich je-

doch um eine saisonale Auswanderung, bei der (meistens Männer) für einige Monate im Jahr ins Ausland gehen, um dort zu arbeiten. Das Hauptziel der „Arbeitsmigration“ ist Russland, da es dort aufgrund von vereinfachten Visa-Regelungen für Armenier kein Problem darstellt, für einige Monate im Ausland zu leben und zu arbeiten. Laut der Studie ist jedoch der Anteil an „Arbeitsmigranten“ aufgrund der anhaltenden Wirtschaftskrise in Russland (fallende Energiepreise, internationale Sanktionen) gesunken.

Je nach Quellenlage sind die Angaben zur Abwanderung aus Armenien also unterschiedlich. Was sie jedoch gemeinsam haben, sind alarmierende Zahlen – angesichts der ohnehin schon kleinen Bevölkerungszahl des Landes. Demograf Ruben Yeganyan hat mir während des Interviews erklärt, was die aktuelle Auswanderungswelle ausmacht – und wo die Auslöser dafür liegen.

6. Ruben Yeganyan: Was die Menschen ins Ausland treibt

„Es gibt hier keinen Schalter, den man umlegen muss, sodass sich das Problem löst.“

Bei der aktuellen Auswanderungswelle bleiben die Gründe für die Emigration laut Yeganyan seit einigen Jahren dieselben. „In erster Linie verlassen die Menschen das Land aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen. Es gibt einfach keine Arbeitsplätze, sodass es zum Problem wurde, die Familien durchzubringen. Mittlerweile hat sich dieser Aspekt leicht verändert. Es geht nicht mehr grundsätzlich um einen Mangel an Arbeitsplätzen, sondern vor allem um die Höhe des monatlichen Gehalts“, so Yeganyan. Viele Menschen, vor allem in zukunftsgewandten Bereichen, wie der IT-Branche, würden schnell realisieren, wie viel mehr sie mit ihrer Arbeit im Ausland verdienen könnten – und deshalb gehen.

Abgesehen davon gebe es Gründe, die der Demograf grob unter dem Begriff „Wohlbefinden“ zusammenfassen würde. Dabei geht es darum, dass sich einige Menschen nicht mit den Lebensumständen im Land zufrieden geben wollen. Sie sehen keine Chance auf Veränderung, sodass sie eine sichere Zukunft im Ausland suchen. „Diese Gründe nehmen leicht zu. Es gibt Untersuchungen, die aufgezeigt haben, dass unmittelbar nach den Wahlen die Auswanderungswelle leicht ansteigt. Was in den letzten Jahren in Armenien passiert ist (Proteste in Jerewan, erneuter Ausbruch der bewaffneten Konflikte in der Berg-Karabakh-Region), kann meiner Meinung nach ebenfalls als Grund zur Auswanderung gelten.“

Einen klassischen Braindrain habe Armenien vor allem in den 1990er Jahren verkraften müssen, schließlich seien damals diejenigen ausgewandert, die aufgrund ihrer Ausbildung und ihrer finanziellen Rücklagen im Ausland

Fuß fassen konnten. „Vor allem die Mittelschicht hat Armenien verlassen – die Armen konnten nicht weg, die Reichen hatten keine wirklichen Gründe zu gehen.“ Mittlerweile habe sich die Situation verändert – die Gruppe derjenigen, die die Mittel dafür haben, das Land zu verlassen, hat sich ausgeweitet. Nicht nur die gebildete Mittelschicht, sondern auch die ärmere Bevölkerung schafft es mittlerweile, auszuwandern. „Sie verkaufen ihre Häuser oder Grundstücke, um die Emigration finanzieren zu können. Jährlich verlieren wir so ungefähr 1 Prozent der Bevölkerung.“

Doch welche Auswirkungen hat die aktuell anhaltende Abwanderungswelle auf das Land? Und welche Gefahren birgt sie? Zunächst einmal sei die Wirtschaft des Landes betroffen – denn wo weniger Arbeitskräfte sind, bleibt auch der Aufschwung aus. „Wir müssen zudem einen Blick darauf werfen, wer das Land verlässt. Zum Großteil Männer und junge Berufstätige. Dadurch kommt es zu einem Übergewicht an jungen Frauen in der Gesellschaft. Wir hatten das Problem schon einmal während der Auswanderungswelle in den 1990er Jahren. Die Zahl der Geburten ist damals um das Zweieinhalbfache gesunken“, erklärt Yeganyan. Mit einer schrumpfenden Bevölkerung und einer sinkenden Geburtenzahl, müsse Armenien auch mit außenpolitischen Auswirkungen rechnen. „In all unseren Nachbarländern wächst die Bevölkerung – und nicht all diese Länder haben ein freundschaftliches Verhältnis zu Armenien“, sagt Yeganyan und deutet damit auf das angespannte Verhältnis – nicht nur zur Türkei, sondern vor allem zu Aserbaidshän hin.

Um dieses zu verstehen, muss man die Geschichte kennen. Die Verfeindung Armeniens mit der Türkei fußt in dem Völkermord, den das Osmanische Reich an seiner armenischen Bevölkerung im Jahr 1915 ausgeübt hat. Je nach Schätzung sollen in dieser Zeit zwischen 800.000 und 1,5 Millionen Armenier umgekommen sein. Die Türkei bestreitet den Genozid bis heute, spricht von kriegsbedingten Verlusten. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Armenien und der Türkei sind eingefroren. 2009 unterzeichneten beide Länder Protokolle über die Aufnahme und Entwicklung diplomatischer Beziehungen. Bis heute wurde dies nicht umgesetzt, denn die Türkei nannte nachträglich die Lösung des Berg-Karabakh-Konflikts als Bedingung, was wiederum von Armenien strikt abgelehnt wurde. Die diplomatische Annäherung wurde auf Eis gelegt.

Der Berg-Karabakh-Konflikt wiederum ist die Quelle der Spannungen zwischen Armenien und Aserbaidshän. In den Jahren 1992 bis 1994 kam es in der Region, die auf dem heutigen Staatsgebiet Aserbaidshäns liegt, zu einem Krieg, der rund 30.000 Menschen das Leben kostete. Auslöser war eine Unabhängigkeitsbewegung der überwiegend armenischen Bevölkerung des Berg-Karabakh-Gebiets. Bis heute halten nach Angaben des Auswärti-

gen Amts armenische Verbände rund 17 Prozent des aserbajdschanischen Staatsgebiets (Berg-Karabakh und sieben weitere Provinzen) besetzt. Trotz internationaler Vermittlungsbemühungen halten beide Regierungen an ihren Rechten fest. Armenien pocht auf das Recht der Selbstbestimmung eines Volkes, während Aserbaidschan mit der territorialen Integrität des Landes argumentiert. Seit dem Waffenstillstand im Jahr 1994 hat es immer wieder bewaffnete Auseinandersetzungen gegeben. Im April 2016 kam es zur schwersten Eskalation seit Beendigung des Krieges. Seitdem ist das Thema und die Angst vor einem erneuten Krieg ein großes Thema in Armenien. Sowohl zur Türkei, als auch zu Aserbaidschan sind die Grenzen geschlossen. Angesichts dieser Situation haben nicht nur Experten wie Ruben Yeganyan, sondern auch viele Menschen in der Bevölkerung, Sorge beim Blick auf die anhaltenden Abwanderungszahlen.

Um gegen die aktuelle Abwanderungswelle anzukämpfen, gibt es laut Yeganyan keine einfache Lösung. „Wir haben es mit einem sehr vielschichtigen Problem zu tun. Es hat mit allen Faktoren zu tun, die unser heutiges Armenien ausmachen. Um das Problem zu stoppen, um wirklich etwas zu erreichen, müsste man in den verschiedensten Bereichen Veränderungen durchsetzen. Es gibt hier keinen einzelnen Schalter, den man umlegen muss, sodass sich das Problem löst“, sagt er. Ein derart vielschichtiges Problem könnte nur mit einer entsprechend vielschichtigen Lösung bekämpft werden. „Meiner Meinung nach muss es massive Veränderungen in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Sozialwesen und in der Mentalität der Menschen geben.“ Der Demograf ist jedoch in dieser Hinsicht alles andere als optimistisch. „Ich glaube nicht, dass unser Land die Möglichkeiten hat, beziehungsweise unsere Regierung die politische Durchschlagskraft, auch nur im Ansatz, eine derartige Veränderung durchzusetzen.“

Um das Ausmaß an Schwierigkeiten zu verdeutlichen, erklärt Yeganyan, welche Veränderungen es allein im wirtschaftlichen Bereich geben müsste. Zum einen sei die Größe des Markts und seine geographische Einschränkung ein Faktor, der die Wirtschaft Armeniens am Wachstum hindert. Für den Handel gibt es, da die Grenzen zur Türkei und zu Aserbaidschan geschlossen sind, jeweils nur den Landweg über Georgien und den Iran. Wasserwege sind nicht vorhanden. Daher stellt allein der Transport möglicher Waren ein Problem dar. Der europäische Markt sei zudem aufgrund seiner vergleichsweise hohen Anforderungen an Produkte für Armenien nur schwer zugänglich. Soviele zum Außenhandel. Im Land selbst hindere eine starke Monopolisierung der Branchen, kleine Unternehmen daran, zu wachsen. „Als einfacher Bauer könnte man niemals mit den großen Konzernen mithalten“, so Yeganyan. Viele mögliche Unternehmer würden es daher erst gar nicht versuchen, ihre Firma zu etablieren.

Allein die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Landes zu beseitigen gleicht einer politischen Mammut-Aufgabe. Und diese beinhaltet noch nicht die Lösung der sozialen und politischen Probleme des Landes. Um Armenien also für seine Bürger wieder attraktiver zu machen, braucht es Zeit – und eine Regierung, die sich dies zum Hauptziel macht.

7. Armenien: Ein Land der Gegensätze

Um Armenien und seine Probleme zu verstehen, braucht es keine Statistiken oder Gespräche mit Offiziellen. Im Prinzip reicht es, mit aufmerksamem Blick durch die Hauptstadt Jerewan zu fahren. Schnell wird deutlich, wie eng hier Reichtum und Armut beieinander leben und wie groß trotz der geringen räumlichen Distanz doch die Unterschiede im Leben dieser Menschen sind.

Wir fahren in den Südosten Jerewans ins Viertel „Sari Tagh“. Wohnblöcke aus Sowjetzeiten gibt es hier nicht, dafür Einfamilienhäuser, die die steilen Straßen des Viertels säumen. Ein wirkliches Armenviertel hat die Hauptstadt Armeniens nicht, denn die Armut ist fast überall spürbar. Hier im „Sari Tagh“ jedoch besonders. Die Häuser wirken zusammengeflickt. Hier und da wurden undichte Dächer mit Wellblech geschlossen, das mittlerweile leuchtend rot verrostet. An anderen Häusern wurden klaffende Löcher in den Fassaden mit blauen Plastikplanen abgedeckt. Einst vermutlich provisorisch, aber so wie die Planen aussehen, hängen sie mittlerweile seit einiger Zeit. Einige Häuser sind wiederum nichts weiter als verlassene Ruinen. Weinreben ranken sich an den Fassaden hinauf. In den Innenhöfen stehen Bettgestelle aus Metall, darauf ausrangierte Matratzen, die die Menschen hier als Gartenmobiliar nutzen. Die Bewohner des Viertels sind schlicht gekleidet, schlurfen in Plastikschlappen durch die Nachbarschaft. Die schick angezogenen jungen Frauen, die man vor allem im Zentrum der Stadt findet, sind hier nicht unterwegs. In den engen, rumpligen Straßen des Viertels leben einfache Menschen, diejenigen, die sich das vergleichsweise teure Leben im Zentrum der Stadt nicht leisten können. Rund 30 Prozent der armenischen Bevölkerung lebt unterhalb der Armutsgrenze.

Etwa eine halbe Autostunde von „Sari Tagh“ entfernt liegt das komplette Gegenteil: Die „Vahakni Residential Community“, ein privates Wohngebiet am nördlichen Rand der Stadt. Wer dorthin fährt, muss quer durch die Stadt, vorbei an riesigen Supermärkten. An einem dieser Supermärkte steht eine Schlange älterer Menschen. Als ich frage, wofür sie anstehen, antwortet mein Fahrer: „Für Brot“. Gagik Zarukjan, der mit Abstand bekannteste Oligarch des Landes, soll an diesem Supermarkt täglich der Bevölkerung

kostenloses Brot zur Verfügung stellen. Wer Geduld – oder schlichtweg keine andere Wahl hat – stellt sich in der langen Schlange an. Die Meinung über Zarukjan ist gespalten. Manche halten ihn für eine Art Robin Hood, der mit seinen wohlthätigen Aktionen, den Armen des Landes hilft. Andere bezweifeln seine gänzlich guten Absichten. Der Unternehmer ist Besitzer der „Multi Group“, einem Firmenimperium bestehend aus rund 40 Firmen verschiedenster Branchen. Er ist zudem Mitglied des Parlaments, sowie Vorsitzender des Armenischen Nationalen Olympischen Komitees. Kaum ein Tag vergeht, an dem Zarukjan nicht in die Fernsehkameras des Landes winkt. Er gehört zur kleinen Gruppe der Superreichen Armeniens.

Am nördlichen Rand der Stadt angekommen, erreicht man das Areal der „Vahakni Residential Community“. Hier hat Vahakn Hovanian, ein armenischer Investor aus den USA, eine ehemalige Müllkippe in eine Einfamilienhaus-Siedlung mit Blick auf den Ararat verwandelt. Seit 1998 wird auf dem Gelände nun gebaut. 2001 wurden die ersten Wohnhäuser fertig gestellt. Wer die „Vahakni Residential Community“ betreten will, muss zunächst an einer Schleuse vorbei. Drinnen sieht es aus wie in einer amerikanischen Vorstadt. Akkurat gemähte Rasenflächen, glatter Asphaltboden, Fußgängerwege ohne Schlaglöcher oder andere Schäden. Ein künstlicher See, dazu Sportplätze und ein Golfclub. Die Häuser selbst sind in hellen Farben gehalten, mal im Landhausstil, mal mit Backsteinfassaden, mal pompöse, tempelartige Bauten. In den Einfahrten stehen Neuwagen, anstelle von klapprigen Ladas, die die Straßen der restlichen Stadt füllen. Die Anlage ist so ausgestattet, dass ihre Bewohner sie eigentlich kaum verlassen müssen. Wer will, kann seine Kinder direkt in der schicken Nachbarschaft zur Schule oder in den Kindergarten schicken. Ein Supermarkt ist ebenfalls in Planung. Das einzige, was in dieser Wohnsiedlung noch an Armenien erinnert, sind die Straßennamen. Meghri, Kasakh, Vedi – die Straßen hier tragen die Namen armenischer Dörfer und Städte. Rostige Wellblech-Dächer, Plastikplanen oder ausrangierte Metallgestelle – an so etwas würden die Bewohner der privaten Wohnanlage vermutlich nicht einmal im Traum denken müssen. Und doch leben sie nur wenige Kilometer von der Armut entfernt. Die Armut, die überall, außer hier, in der Stadt präsent ist. Seien es nun der Geruch von Müll, der Anblick von dreckigen Hausfluren, das Klappern von jahrzehntealten Fahrtstühlen: Die Schere zwischen Arm und Reich ist in Armenien besonders groß. Eine solide Mittelschicht, wie sie in europäischen Ländern üblich ist, gibt es hier kaum. Und das frustriert die Menschen.

8. Besuch in Gyumri: Die Spuren des Erdbebens von 1988

Ein weiteres Beispiel für soziale Ungerechtigkeit im Land liegt rund 120 Kilometer nordwestlich von Jerewan, in Gyumri, der zweitgrößten Stadt Armeniens. Die Lebensumstände einiger Menschen dort stehen exemplarisch für die Untätigkeit der Regierung und die daraus resultierende Unzufriedenheit. Gyumri, das zu Zeiten der Sowjetunion „Leninakan“ hieß, wurde 1988 beim „Erdbeben von Spitak“ stark beschädigt. Das Beben, das am 7. Dezember den Norden der damals „Armenisch Sozialistischen Sowjetrepublik“ erschütterte, riss rund 25.000 Menschen in den Tod. Neben Gyumri, waren die Städte Wanadsor (damals Kirowakan), Stepanavan und Spitak schwer betroffen. Letztere lag in unmittelbarer Nähe zum Epizentrum des Bebens und wurde derart schwer zerstört, dass die Regierung beschloss, sie aufzugeben und an anderer Stelle neu aufzubauen. Noch heute erinnert dort eine Kirche aus Metall an die Katastrophe. Als stummer Zeuge erhebt sie sich auf einem Hügel weit vom heutigen Spitak. Sie liegt auf einem Friedhof und wurde kurz nach dem Beben aufgebaut, um dort die Beerdigungszeremonien für die Opfer abzuhalten. Doch obwohl Spitak am stärksten zerstört wurde, hatte die Stadt Gyumri aufgrund ihrer Größe die meisten Opfer zu beklagen. Und auch dort sind die Folgen des Bebens noch heute – fast 30 Jahre danach – zu spüren. Ein Besuch.

Vorbei an gelb leuchtenden vertrockneten Feldern, an Steinbrüchen und verlassenem Bushaltestellen führt eine holprige Landstraße von Jerewan nach Gyumri. Auf den umliegenden Feldern grasen Kühe, mal in kleineren, mal in größeren Herden. Abends werden sie routiniert zurück auf ihre Höfe trotten. Vereinzelt sitzen Dorfleute am Straßenrand und verkaufen, was ihnen gerade in die Hände gerät. Weintrauben aus dem eigenen Garten, Äpfel, Walnüsse. Die Sonne prallt auf die verlassene Route. Es wirkt wie eine Reise ins Nichts. Raus aus dem lauten Jerewan, der stickigen, dreckigen Hauptstadt Armeniens – rein ins Land. Kaum vorstellbar, dass am Ende dieser Route die zweitgrößte Stadt des Landes liegen soll.

Gyumri, das ältere Armenier noch immer Leninakan nennen, ist anders als Jerewan. Riesige Wohnblocks aus Zeiten der Sowjetunion sind hier kaum zu sehen. Die Häuser sind relativ niedrig gehalten, die Straßen weniger verstopft. Wir parken das Auto am Platz der Unabhängigkeit und laufen los. Nach zehn Minuten Fußweg erreichen wir die Altstadt. Der Stadtteil hat etwas Dörfliches. Die Straßen sind nicht asphaltiert. Die Häuser, mal mehr, mal weniger modern, haben ihre eigenen Höfe und Gärten. Überall laufen Hunde und Katzen umher. Vereinzelt spielen Kinder auf der Straße. Einige Wohnungstüren stehen offen, von drinnen hört man, wie Hausfrauen ihre Arbeit erledigen oder sich mit ihren Männern unterhalten. Die Menschen in

Gyumri sprechen ihren eigenen, sehr starken Dialekt. In Armenien sind sie bekannt für ihren Sinn für Humor. Aus Gyumri stammen bekannte Schauspieler und Sportler des Landes. Für manch einen Armenier ist Gyumri das wahre Herz Armeniens. Hier kennt jeder jeden – und Fremde, wie ich, werden schnell enttarnt. Vor allem, wenn sie mit einer riesigen Kamera umherlaufen und sich neugierig umsehen.

In Gyumri bin ich auf der Suche nach einer ganz bestimmten Wohngegend. Ich will die Container sehen, die 1988 nach dem Erdbeben als Notunterkünfte aufgebaut wurden, und teilweise heute noch bewohnt werden. Ein Jugendlicher spricht mich an und fragt mich, wonach ich suchen würde. Der Junge, der anfangs etwas misstrauisch ist, erklärt mir, dass ich an der völlig falschen Ecke suche. Um zu den Containern zu gelangen, muss ich ans andere Ende der Stadt. Ich mache mich also auf den Weg. Zurück zum Platz der Unabhängigkeit, von dort nehme ich die Straße stadtauswärts. Auf dem Weg stehen einige Hochhäuser, oder wohl eher ihre Häuserfronten. Während die zur Straße gelegene Fassade noch steht, liegen hinter ihr nicht etwa Wohnungen, sondern riesige Steinhäufen. Ruinen mitten in der Stadt. Am Ende der Straße verschwinden die Häuser am Straßenrand, stattdessen fahren wir an kleinen Feldern und Büschen vorbei. Vor uns erscheint eine dunkelbraune, verrostete Eisenkonstruktion. Sie steht mitten im Nichts. Es ist eine verlassene Fontäne, was man erst erkennt, wenn man näher herangeht und erkennt, dass man in einem alten, stillgelegten Wasserbecken steht. Manche nennen den Stadtteil am Rand von Gyumri auch Fontänen-Distrikt. Nicht weit von der gespenstisch wirkenden Fontäne stehen sie, die Container.

Es sind kleine verrostete Häuschen, die im Laufe der Jahre von ihren Bewohnern immer weiter ausgebaut wurden. Die Armenier nennen sie „Domik“, eine Verniedlichungsform des russischen „Dom“, was Haus bedeutet. Doch nichts an diesen Häusern ist niedlich. Sie wirken wie ein Flickenteppich aus verschiedenen Metallstücken. Manch einer hat an seinem Container ein Vordach aus Metall angebaut. Ein anderer hat auf seinem einst provisorisch angelegten Grundstück einen kleinen Schuppen aufgestellt, um dort sein Hab und Gut zu lagern. Die Häuser stehen im Matsch und sind umgeben von verrostetem Maschendrahtzaun. Von halbwegs hygienischen Sanitäreinrichtungen können die Menschen hier nur träumen. Ebenso von einem warmen Zuhause im Winter. Denn isoliert sind die Häuser auch nicht. Kaum vorstellbar, dass es Menschen gibt, die es aushalten seit fast 30 Jahren unter solchen Umständen zu leben. Doch sie haben keine andere Wahl.

Als ich durch das Containerdorf laufe, spreche ich eine junge Frau an, die gerade aus einem der Häuschen tritt. Sie hat alte Hühnerknochen in der Hand, die sie ihrem Hund geben möchte. Ihr Name ist Narine, sie ist 27

Jahre alt. „Ich bin in diesem Container hier aufgewachsen“, erzählt sie und deutet auf das rostende Häuschen hinter ihr. „Meinen Eltern wurde nach dem Beben versprochen, dass sie innerhalb von zwei Jahren eine normale Wohnung bekommen, aber wir sind bis heute hier drin.“ Zum Zeitpunkt des Bebens waren Narines Eltern frisch verheiratet. Normalerweise leben armenische Ehepaare nicht lange kinderlos. „Als meine Familie beim Beben alles verlor, beschlossen sie erst einmal mit der Familiengründung zu warten. Aber als sie nach zwei Jahren noch immer keine Hoffnung auf eine anständige Wohnung hatten, brachten sie mich auf die Welt. Und so bin ich in diesem Container groß geworden.“ Nach Narine folgten noch zwei weitere Kinder. Mittlerweile lebt die 27-Jährige mit ihren Eltern und der jungen Familie ihres kleinen Bruders in dem Container, den sie über die Jahre etwas ausgebaut haben. „Wir haben die Hoffnung aufgegeben, jemals normal zu wohnen. Seit 28 Jahren hören wir dieselben leeren Versprechungen von den Beamten“, sagt sie.

Narine sieht älter aus, als sie eigentlich ist. Ihr Gesicht ist noch braungebrannt vom Sommer. Ihre langen, schwarzen Haare hat sie zu einem Dutt geknotet, aus dem sich einige Strähnen gelöst haben, die jetzt an ihren Schläfen herunterhängen. Sie trägt T-Shirt und Jeans, ihre Füße stecken in neonfarbenen Gummi-Schlappen, die ihr nicht wirklich zu passen scheinen. Ihr Gesichtsausdruck ist zwar streng, aber nicht unfreundlich. Narine lächelt einfach nicht viel. Ihre Tage verbringt sie damit, der Familie im Haushalt zu helfen, auf die Kinder des Bruders aufzupassen, wenn er und seine Frau bei der Arbeit sind. „Wenn ich hier raus will, muss ich heiraten“, sagt sie. Nach der Schule wollte sie eigentlich studieren, aber die Eltern konnten sich die Ausbildung nicht leisten. Kein Wunder, sie können sich ja nicht einmal eine normale Wohnung leisten. „Aber wenn es so weitergeht, lerne ich nie jemanden kennen. Ich bin ja den ganzen Tag hier“, sagt sie und zuckt mit den Achseln. Narine gehört zur Generation der Container-Kinder, ohne Hoffnung und ohne Perspektive.

9. Besuch bei der Journalistin Maria Titizian

„Jede Familie ist betroffen. Es gibt keinen, der nicht mindestens einen Verwandten im Ausland hat – sei es in Russland, den USA oder Europa.“

Geschichten, wie die von Narine, sind überall im Land bekannt. Und auch der Unterschied zwischen Arm und Reich beschäftigt die Menschen in Armenien jeden Tag. Maria Titizian kennt die Belange der Bevölkerung. Die Journalistin weiß, welche aktuellen Probleme die Menschen in Armenien bewegen und will mir davon erzählen. Treffpunkt ist die AUA – die „Ame-

rican University of Armenia“ an der Marshal Baghramyan Avenue in Jerewan, nördlich des Zentrums. Es ist eine prunkvolle Straße. Vorbei am Parlamentsgebäude, dem Präsidentenpalast, dem Verfassungsgericht und einigen Botschaftsgebäuden, führt sie einen Hang hinauf. Oben angekommen steht das Universitätsgebäude. So schmucklos und einschüchternd das Gebäude von außen aussieht, so einladend ist die Innenarchitektur gestaltet. Modern und westlich. Die Pförtner am Eingang verteilen Besucherausweise an Gäste wie mich. Überall im Gebäude sind Studenten unterwegs. Es ist Mitte September, das neue Semester startet, was nicht nur anhand des riesigen Begrüßungsplakats an der Außenfassade der Universität zu erkennen ist, sondern auch an den zahlreichen sehr jungen Studenten, die hier zum ersten Mal durch die Gänge irren.

Auf dem Weg zum Büro von Maria Titizian beobachte ich einen älteren Herrn, der mit einer Mitarbeiterin der Universität spricht. „Ich habe jetzt die Studiengebühren für meine Tochter zusammen, können Sie mir sagen, wer dafür zuständig ist?“ Studieren ist hier keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Privileg. Nicht jeder kann sich einen universitären Abschluss leisten. An der privaten AUA erhalten armenische Studenten eine Ausbildung nach amerikanischen Standards. So auch am Institut für Geistes- und Sozialwissenschaften, wo meine Interviewpartnerin als Dozentin tätig ist.

Während ich mich weiter umsehe und nach Titizians Büro suche, läuft sie an mir vorbei. Eine Frau mittleren Alters. Ich weiß, wie sie aussieht, weil ich ihre Arbeit bereits in Deutschland verfolgt habe. Bis vor kurzem war sie noch für „Civilnet“ tätig, eine Online-Plattform, die unabhängige Nachrichten aus Armenien auf Englisch liefert. Als in den vergangenen Jahren die Sommer in Jerewan von Protesten geprägt waren, war Titizian in den sozialen Netzwerken sehr präsent. Mithilfe von Livestreams und Echtzeitberichterstattung via Twitter und Co. hat sie die Bevölkerung – zumindest diejenigen, die sich neben den Nachrichten im Fernsehen auch online informieren – in englischer Sprache auf dem Laufenden gehalten. Sie geht in ihr Büro, stellt ihren Coffee-To-Go-Becher ab und setzt sich an ihren Schreibtisch. Als ich anklopfe, wirkt sie kurz irritiert, erinnert sich dann jedoch schnell, dass wir verabredet waren.

Titizian selbst wurde im Libanon geboren, wo es ebenfalls eine große armenische Community gibt. Ihre Familie zog in den 1960er Jahren nach Kanada, wo sie zur Schule ging und ihre Ausbildung absolvierte. Nach der Unabhängigkeit Armeniens von der Sowjetunion beschloss die zweifache Mutter in ihre Heimat Armenien zu ziehen und realisierte diesen Plan rund 10 Jahre später. Seit 2001 lebt sie nun in Jerewan.

„Migration war schon immer ein großer Bestandteil unserer nationalen Geschichte“, sagt sie. „Abgesehen von der jüngeren Geschichte angefangen

beim Genozid 1915, waren wir schon immer ein Volk, dessen Gesellschaft von Migration geprägt war.“ Für Jahrhunderte hatten Armenier keinen Staat. Sie haben in kleinen Communities in der Region gelebt und seien schon immer in einem gewissen „Bewegungszustand“ gewesen, so Titizian. „Es ist irgendwie Teil unserer „nationalen Psyche“, immer auf der Suche zu sein“, sagt sie. Sie erklärt, wie die großen Emigrationswellen des Landes mit dem Völkermord 1915 begonnen haben und in der Zeit nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ihren Gipfel gefunden haben. „Wenn man all diese Umstände betrachtet, ist es sehr verständlich, dass die Menschen damals das Land verlassen wollten – und es auch getan haben.“

Die aktuell anhaltende Emigrationswelle sei jedoch anders. Die aktuelle politische Situation im Land ist eines ihrer Reizthemen. Die Journalistin ist dafür bekannt, sich kritisch gegenüber der nationalkonservativen Regierung von Staatspräsident Serj Sargsyan zu äußern. „Es geht bei der aktuellen Migrationswelle meiner Meinung nach nicht so sehr um wirtschaftliche Gründe. Die Menschen verlassen das Land, weil sie keine Zukunft sehen.“ Armenien sei für Viele kein stabiles, aufblühendes Land. Stattdessen verspürten viele Bürger eine anhaltende Ungerechtigkeit und verließen das Land, weil sie ihren Kindern eine bessere Zukunft bieten wollen. „Das ist in meinen Augen das Gefährliche an dieser aktuellen Bewegung. Denn wer geht, ist die Mittelklasse. Die Gebildeten, deren Einkommen hier in Armenien weit über dem Minimum liegen, die also rein finanziell hier locker überleben können. Diese Menschen verlassen das Land.“ Beispiele für die anhaltende Ungerechtigkeit kann Titizian zur Genüge liefern. Sie redet sich geradezu in Rage. Korruption ist ihr erstes Beispiel. „Schau, es gibt überall auf der Welt Korruption. Sogar in Kanada, wo ich herkomme, gibt es Korruption. Aber die Menschen spüren es nicht am eigenen Leib. Hier ist es anders. Hier spürt man es tagtäglich.“ Angefangen von der Verkehrspolizei, der man ein paar Dram zusteckt, damit sie die ein oder andere Verkehrssünde übersehen haben, bis hin zum Schulsystem. „Schulkinder kriegen diese Form von Bestechung von Lehrern für bessere Noten tagtäglich mit, dabei sollte es doch eigentlich um Leistung gehen und nicht um das Portemonnaie der Eltern!“ Dieser Hang zur Korruption stammt ihrer Meinung nach aus Zeiten der Sowjetunion. „Anstatt in einen Staat und dessen Erfolg zu investieren, haben die Menschen damals die Auffassung gehabt, besonders clever zu sein, wenn sie den ‚Staat austricksen‘ konnten. Diese Mentalität zieht sich damals bis heute in die zweite Generation seit der Unabhängigkeit“, sagt sie. „Und wenn wir andere Postsowjet-Staaten betrachten – sie alle haben dieselben Probleme. Man muss nur den Namen des Landes austauschen, die Grundzüge der Geschichte nach der Unabhängigkeit sind im Grunde dieselben.“

Ob die Regierung genug tue, um ihre Bevölkerung im Land zu behalten? „Nein! Definitiv nicht“, schießt es aus Titizian heraus. „Sie reden über das Problem, klar! Aber was machen sie, um den Menschen Hoffnung zu verleihen?!“ Sie nennt das Haus des im September 2016 zurückgetretenen Ministerpräsidenten des Landes, Hovik Abrahamyan. Wer seinen Namen bei Google eingibt, bekommt als zusätzliches Schlagwort als erstes das Wort „Haus“ vorgeschlagen. Die Immobilie beschäftigt offenbar viele Armenier. „Wie ist es möglich, dass Abrahamyan ein Haus baut, das dem Parlamentsgebäude nachempfunden ist und Millionen US-Dollar verschlungen hat?“ Die Bildersuche ergibt ein palastartiges Gebäude, das unter den Bürgern von Jerewan auch „Parlament von Monument“ genannt wird – weil es im Stadtteil Monument liegt. Titizian fährt fort. „Wie ist es möglich, dass in diesem Land Politiker teilweise mit Gewaltverbrechen davon kommen – von der Korruption mal abgesehen?“ Hinzu kämen die wirtschaftlichen Monopole, die auch Yeganyan bereits erwähnt hatte. „Natürlich denken sich die Menschen, wo in all diesem Chaos ihr Stück vom Kuchen bleibe und verlassen schließlich das Land.“ Vermutlich sei das ohnehin im Interesse der Politiker, fügt sie zynisch hinzu. „Je weniger Menschen, desto weniger Probleme.“

In den vergangenen Jahren hat es Sommer für Sommer Proteste in der armenischen Hauptstadt gegeben. Mal ging es um Strompreise, mal um die Preise für öffentliche Verkehrsmittel, mal um eine geplante Rentenreform – im Sommer 2016 gab es schließlich eine zwei Wochen anhaltende bewaffnete Geiselnahme auf einer Polizeistation mit zwei Toten. Die Geiselnahmer forderten die Freilassung des Oppositionellen Jirair Sefilian der wegen Waffenbesitzes im Gefängnis saß. Zudem forderten sie den Rücktritt des Präsidenten und erhielten dafür große Unterstützung aus der Bevölkerung „Das war für mich ein trauriger Höhepunkt. Dieses Land ist offenbar an einem Punkt angekommen, an dem Menschen glauben, dass sie die Probleme nur noch mit Gewalt lösen können.“ Wirkliche Veränderung erwartet die Journalistin jedoch nicht. „Es ist eine schreckliche Verallgemeinerung, aber so wie Armenier sind, wird es keine Veränderung geben. Niemand will die Verantwortung in die Hand nehmen und wirklich etwas verändern. Keiner macht den Anfang.“ Revolutionen, wie es sie in der Ukraine, in Georgien oder Serbien gegeben hat, sieht sie in Armenien nicht. „Die Menschen hier glauben an Evolution, nicht an Revolution. Die Frage ist nur, ob wir noch so viel Zeit haben, angesichts der Tatsache, dass so viele Menschen das Land verlassen.“

Das Worst-Case-Szenario, falls die Emigration auf diese Weise ihren Lauf nimmt? Einerseits sinke die Zahl der Menschen, die in das Land investieren, die Steuern zahlen und mit ihnen die Standards in der Gesundheits-

versorgung und im Bildungssystem. Dies sei ein Desaster für das Land. Titizian fügt jedoch ein weiteres Szenario hinzu. „Ich befürchte, dass wir unsere Grenzen nicht mehr schützen können.“ Russische Soldaten schützen Armeniens Grenzen zur Türkei und dem Iran, armenischen Soldaten sind an den Staatsgrenzen zu Aserbaidshan und der Kontaktlinie zwischen der Berg-Karabakh-Region und Aserbaidshan postiert. „In meinen Augen sind wir ein Land, in dem jeden Moment ein Krieg ausbrechen könnte, wir müssen unsere Grenzen und die Sicherheit unserer Bürger beschützen können.“

Als ich das Aufnahmegerät ausschalte, schüttelt Titizian den Kopf. „Tut mir leid, falls ich zu aufbrausend war. Ich bin in den letzten Jahren einfach schrecklich zynisch geworden.“ Und das Problem der Abwanderung sei in ihren Augen eine große Gefahr für die Zukunft des Landes.

10. Konservatismus in der Gesellschaft: Coalition to Stop Violence Against Women

„Männer und Frauen sind verschieden, aber sie sollten gleichgestellt sein.“

Ein weiterer Faktor, der vor allem für junge Menschen ausschlaggebend sein dürfte bei der Entscheidung, ob sie ihre Zukunft in Armenien aufbauen wollen, ist der Konservatismus, der tief in der armenischen Gesellschaft verankert ist. Vor allem Frauen bekommen ihn tagtäglich zu spüren.

Montagabend in Jerewan. In einem Wohnhaus unweit der Metrostation „Yeritrasardakan“ versammelt sich eine Gruppe von Frauen. Sie treffen sich in den Räumlichkeiten des „Women’s Ressource Centre“, einer Organisation, die sich für die Rechte von Frauen in Armenien einsetzt. Sie ist Teil der „Coalition to stop violence against women“, eine Vereinigung, die die Arbeit sieben verschiedener Menschenrechtsorganisationen im Lande bündelt. Die Frauen im Raum sind ganz unterschiedlicher Herkunft. Doch egal ob sie im eleganten Hosenanzug oder mit Undercut und neongelben Turnschuhen in diesem Raum sitzen: Sie vertreten eine Haltung, die in Armenien bislang noch nicht so weit verbreitet ist. Sie alle sind der Ansicht, dass Frauen ein Recht auf Selbstbestimmung haben, ein Recht auf eine berufliche Karriere und auf Sexualität. An diesem Abend geht es um Letzteres. Eine Diskussionsrunde zum Thema „Roter Apfel“, beziehungsweise der Jungfräulichkeit vor der Ehe. Gayane Shagoyan, Historikerin, die sich vor allem mit der Erforschung armenischer Traditionen und Riten beschäftigt hat, beginnt ihre Präsentation. Während die Wissenschaftlerin die Ursprünge der Tradition des „Roten Apfels“ erörtert, werden die Zwischenrufe der anwesenden Frauen immer spitzer. Sie sind entsetzt über die patriarchalischen Zustände in ihrem Land.

Bei dieser Tradition überbringen die Eltern des Bräutigams der Familie der Braut nach der Hochzeitsnacht einen roten Apfel, als Wertschätzung für die Jungfräulichkeit, die die Braut bis zur Ehe bewahrt hat. Die Tradition selbst mag in Armenien zwar nicht mehr allzu präsent sein, doch noch immer wird im Großteil der Gesellschaft von jungen Frauen erwartet, jungfräulich in die Ehe zu gehen. Wer sich dem widersetzt, muss mit einem ruinierten Ruf rechnen, mit großen Streitereien in der Familie.

Neben mir in der Diskussion sitzt Mariam Kurshudyan. Die 25-Jährige ist Projektmanagerin bei der „Coalition to stop violence against women“ und hat mich nach dem Interview am Morgen zur Diskussion am Abend eingeladen. Gegründet wurde das Bündnis der Menschenrechtsorganisationen nachdem im Jahr 2010 die 20-jährige Zaruhi Petrosyan von ihrem Mann zu Tode geprügelt wurde.

Die „Coalition“ hat verschiedene Arbeitsbereiche. Zum Einen arbeitet sie daran, dass das Parlament endlich ein Gesetz zur Bestrafung von häuslicher Gewalt einführt. „Alle unsere Nachbarländer haben ein solches Gesetz bereits. Bei uns in Armenien gibt es das noch nicht.“ Bereits 2009 habe eine Mitgliedsorganisation der „Coalition“ einen Entwurf für ein entsprechendes Gesetz der Regierung vorgelegt. Diese lehnte den Entwurf ab. Seit ihrer Gründung arbeiten die Mitglieder der Vereinigung nun daran, dass ein solches Gesetz verabschiedet wird. 2013 wurde der Entwurf vom Justizministerium als verfassungswidrig bezeichnet und abgelehnt. Zudem, so hieß es in der Begründung für die Ablehnung, habe die Regierung keine Ressourcen, um Opfern häuslicher Gewalt Schutz zu gewähren. „Die Regierung hat versprochen, im nächsten Jahr endlich ein Gesetz gegen häusliche Gewalt einzuführen. Sie werden dafür Geld von der EU bekommen, Fördermittel. Der Druck seitens der EU ist in dem Fall sehr gut. Auch wir arbeiten daran, Aufmerksamkeit auf das Problem zu lenken, aber wir merken, dass der internationale Druck hierbei viel hilfreicher ist“, erklärt Kurshudyan.

Die „Coalition to stop violence against women“ arbeitet jedoch vor allem daran, die Gesellschaft für die Problematik der häuslichen Gewalt zu sensibilisieren. „Das Gesetz kann auf dem Papier existieren, aber wir müssen Aufklärungsarbeit leisten“, sagt die 25-Jährige. Im Jahr 2015 hat die Organisation einen Bericht zu Todesopfern von häuslicher Gewalt veröffentlicht. Seit der Gründung der „Coalition“ hat es laut offiziellen Angaben 30 solcher Fälle gegeben. „2015 haben armenische Sicherheitskräfte 784 Fälle von häuslicher Gewalt registriert“, heißt es in dem Bericht. Die sieben Organisationen, die zur „Coalition“ gehören, hätten in dieser Zeit über 2.000 Anrufe erhalten, die häusliche Gewalt gemeldet hätten. Während normalerweise eine hohe Zahl an Ermordungen von Frauen meist mit einem generell hohen Aufkommen an Gewaltverbrechen zusammenhänge, sei das in vielen

Postsowjet-Ländern nicht der Fall. Hier sei auffällig, dass es eine überproportional hohe Zahl an Ermordungen von Frauen gebe.

Abgesehen davon beobachtet die „Coalition to stop violence against women“ Gerichtsprozesse, in denen es um Fälle von häuslicher Gewalt geht, denn das so genannte „Victim Blaming“, also das Beschuldigen des Opfers, sei ein weit verbreitetes Phänomen in armenischen Gerichtssälen. „Die Richter und Anwälte sind meistens Männer, alte Männer. Und wenn es Frauen in diesem System gibt, denken sie genauso patriarchalisch“, so Kurshudyan. „Bei solchen Verhandlungen passiert es nicht selten, dass Richter und Anwälte fragen, was die Frau getan habe, weswegen ihr Mann sie umgebracht hat. Selbst wenn die Frau in solchen Fällen etwas Schlimmes getan hat – das ist doch noch längst keine Berechtigung dafür umgebracht zu werden!“

Ich bitte Mariam Kurshudyan, die Rolle der Frau in Armenien zu beschreiben. Sie überlegt kurz und seufzt. „Die Rolle der Frau hier in Armenien ist sehr untergeordnet – und das beginnt schon im Kindesalter. Oftmals müssen Mädchen auch auf ihre Brüder hören. Es beginnt mit der Geburt, bei den Eltern, bei den Lehrern, sogar in der Universität, gibt es diese voreingenommene Haltung gegenüber Frauen.“

Ein Beispiel: Wenn sich Jungen in der Schule mit ihren Klassenkameraden streiten, ist es okay, es sind schließlich Jungen. Bei Mädchen ist das anders, sie sollen sich zurückhalten. Das seien Stereotype, die in den Familien, aber auch in den Schulen von Lehrern verbreitet würden. „Im Grunde genommen werden Frauen diskriminiert. Du hast keine Privilegien. Du kannst dich nicht selbst ausdrücken, wenn du es tust, giltst du als unmoralisch“, erklärt Mariam. Vor zwei Tagen habe die „Coalition“ in der Stadt Flyer und Broschüren verteilt. Keine wirklich provokative Aktion. Ein älterer Mann, der an der Aktion vorbei lief, habe die Gruppe heftig beschimpft. „Er hat geschrien, so aggressiv. Er sagte uns, wir seien ungebildet, er sagte, dass es keine Gewalt gegen Frauen gäbe in Armenien. Aber sein Ton und seine Gestik haben das genaue Gegenteil bewiesen“, so Kurshudyan.

Die meisten Opfer häuslicher Gewalt seien Frauen im Alter von 30 bis 40 Jahren, also diejenigen, die in der Postsowjet-Zeit aufgewachsen sind. „Sie wollen sich wehren, sind aber gleichzeitig mit alten Werten aufgewachsen“, erklärt Maria. Doch junge Frauen in ihrem Alter seien sich über ihre Rechte bewusst, so Kurshudyan. „Sie sprechen die Probleme an, sie widersetzen sich, sie schwimmen gegen den Strom!“ Als wirkliche Bewegung würde Mariam Kurshudyan diese Veränderung jedoch nicht bezeichnen. „Es ist eher noch eine kleinere Rebellion. Es gibt einige Feministinnen hier, aber wir sind noch in unserer Blase. Wir haben die Massen noch nicht erreicht, deshalb ist es noch keine Bewegung, wie wir sie in den 1960er Jahren in Eu-

ropa gesehen haben“, sagt sie. Die Veränderungen würden in Armenien nur sehr langsam passieren, denn der soziale Druck erlaube es nicht, viel auf einmal zu verändern. „Es muss Tag für Tag in kleinen Schritten passieren“, so Kurshudyan.

Armenien sei ein kleines Land mit entsprechend kleinen Bewegungen. „Wir tun unser Bestes, aber es ist lange noch nicht mit den sozialen Bewegungen im Westen zu vergleichen. Und trotzdem: Auch wir haben in den letzten Jahren Erfolge gehabt, sehr erfolgreiche Einzelfälle, bei denen wir gesehen haben, dass unsere Arbeit tatsächlich dazu beiträgt, dass sich Frauen emanzipieren und auflehnen.“

Wie patriarchalisch die armenische Gesellschaft ist, zeigt sich nicht nur im hohen Aufkommen an häuslicher Gewalt. „Es gibt noch immer viele, viele junge Frauen, deren Lebensziel es ist, zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen, anstatt ihre Karriere voranzutreiben. Wenn du eine Familie hast, giltst du als moralische und verwirklichte Frau. Wenn du eine Familie hast, bist du eine Frau, die ein geregelteres Leben hat. Angenommen, du willst erst später heiraten und Kinder bekommen, erntest du eigenartige Kommentare“, erklärt Mariam Kurshudyan. Dennoch glaubt sie nicht, dass dieses Bestreben von den Frauen selbst kommt. „Ich denke nicht, dass das zwingend die Haltung von jungen Mädchen ist. Es ist die Haltung eines patriarchalischen Systems, das den jungen Frauen aufgedrückt wird. Vor allem in den ländlichen Regionen.“ Junge Frauen in Armenien bekommen es kaum anders vorgelebt. Das Traditionsbewusstsein, der Konservatismus, der sich durch viele Familien zieht, spiegelt sich in genau solchen Phänomenen wider. „Wer sich dagegen widersetzt, wird schnell müde“, so Kurshudyan. „Solche Frauen müssen kämpfen, sie müssen sehr leiden unter diesem Konservatismus. Schau dir unser Parlament an. Alles Menschen mittleren Alters, mit der typischen Postsowjetmentalität. Hier wird sich so schnell nicht viel ändern. Junge Menschen wollen hier raus und sich selbst verwirklichen“, sagt sie.

11. Anahit Avagyan: Eine Biologin verlässt ihr Land

„Wer einmal im Ausland war, will schon nicht mehr zurückkehren. Das hat verschiedene Gründe – für manche ist es der Job, für manche die gesellschaftliche Freiheit.“

Einer dieser jungen Menschen ist Anahit Avagyan. Wir sind zum Frühstück in einem Café an der Kaskade verabredet. Die Kaskade ist einer der beliebtesten Orte in Jerewan und Treffpunkt – nicht nur für Touristen, sondern auch für die jungen Menschen der Stadt. Sie lieben es, hier Fotos von

sich und der Stadt zu machen und sie dann in sozialen Netzwerken zu präsentieren. Die Kaskade ist eine pompöse Treppe, die das Zentrum von Jerewan mit dem nördlichen Stadtteil „Monument“ verbinden soll. Stufe für Stufe gehen Besucher an Skulpturen internationaler Künstler vorbei. Es ist quasi eine Art Freiluft-Kunstaussstellung. Angefangen bei den dicken Figuren des kolumbianischen Künstlers Fernando Botero, über eine überdimensionale, aus Metallornamenten bestehende Teekanne der portugiesischen Künstlerin Joana Vasconcelos bis hin zu einer riesigen Orchidee, deren Oberfläche aus Glas, Keramik und Halbedelsteinen besteht von Maylee Chrisie aus Großbritannien. All diese Kunstwerke sind umringt von Springbrunnen und bunten Blumenbeeten. Wer bis nach oben läuft, hat einen Blick auf die gesamte Stadt – bei gutem Wetter sogar mit Sicht auf den Ararat-Berg. Doch nicht nur dieser Ausblick erwartet die Besucher auf den obersten Stufen der Kaskade, sondern auch ein eher trauriger Anblick. Denn die obersten Stufen der Kaskade enden nicht im Stadtteil „Monument“, wie eigentlich geplant. Sie enden in einer riesigen Baugrube. Rostige Stahlstreben ragen aus dem Boden. 78 Meter liegen zwischen dem Ende der Kaskade und der Terrasse, die im Stadtteil „Monument“ liegt.

Die Idee für die Kaskade stammt schon aus den 1920er Jahren. Alexander Tamanyan, der als Chefarchitekt Jerewans das heutige Stadtbild stark geprägt hat, hatte damals die Idee, die beiden Stadtteile mit Wasserfällen und Gärten miteinander zu verbinden. Daher auch der Name „Kaskade“. Seine Pläne wurden jedoch nicht realisiert und gerieten in Vergessenheit. Erst im Jahr 2002 wurde der Bau in Angriff genommen, nachdem er in den 1980er Jahren schon einmal geplant war, aber aufgrund eines verheerenden Erdbebens und dem Zusammenbruch der Sowjetunion wieder auf Eis gelegt werden musste. Finanziert wurde der Bau von Gerard Cafesjian, einem amerikanischen Geschäftsmann mit armenischen Wurzeln. Sieben Jahre lang wurde die Treppe gebaut. Wieso sie nicht fertiggestellt wurde, weiß keiner so wirklich. Cafesjian starb im Jahr 2013. Und da steht sie nun. Halbfertig. Die prunkvolle Kaskade im Herzen der armenischen Hauptstadt. Ein Dilemma.

Und trotzdem Anahits Lieblingsort in der ganzen Stadt. „Ich mag es hier so sehr, weil man das Gefühl bekommt, dass man nicht in Armenien ist“, sagt die 26-jährige. Nach dem Frühstück in einem europäisch anmutenden Café am Fuße der Treppen, sind wir die Kaskade hinaufgelaufen und genießen den Blick auf die Stadt. Anahit wird nicht mehr lange in Armenien leben. In einigen Wochen beginnt sie einen dreimonatigen Auslandsaufenthalt in Polen – und will die Chance nutzen, um ihre Heimat dauerhaft zu verlassen. Die studierte Biologin, die derzeit in einem Forschungsinstitut arbeitet, ist unzufrieden mit der Situation im Land. „Die Aufstiegschancen

sind hier nicht besonders hoch. Selbst wenn man einen Job hat, ist es schwer weiterzukommen – zumindest, wenn man wie ich, keine Bekannten in den richtigen Positionen hat.“ Sie will jedoch nicht nur für die Karriere die Heimat verlassen. „Ich möchte wachsen und vor allem auch mich selbst finden“, sagt sie. Nach dem Projekt in Polen will sie entweder versuchen, einen Masterstudienplatz in Großbritannien oder den USA zu bekommen, oder mithilfe von Praktika im Ausland Fuß zu fassen. „Der Großteil meiner Freunde ist mittlerweile im Ausland. Wer etwas mehr karriereorientiert ist, versucht vor allem ins Ausland zu gehen. Die meisten versuchen es über ein Auslandssemester.“ Wenn Anahit redet, spricht sie einem Mix aus Armenisch, Russisch und Englisch. Die junge Frau ist in Moskau aufgewachsen und mit 17 Jahren zum Studium nach Armenien zurückgekehrt. „Unsere Eltern wollten, dass ich und mein Bruder das Leben in unserer Heimat kennenlernen. Wir sind zuerst zurückgekehrt. Eigentlich wollten meine Eltern nachkommen, aber weil der Arbeitsmarkt so schlecht ist, sind sie bis heute noch in Russland.“

Vielleicht sind es auch die Erfahrungen, die sie im Ausland gesammelt hat, die es Anahit schwer machen, mit dem Alltag in Armenien zurechtzukommen. „Ich als 26-Jährige spüre zum Beispiel gesellschaftlichen Druck. Ich bekomme von älteren Frauen oft zu hören, dass sie in meinem Alter schon zwei Kinder und eine Familie hatten. Sie verstehen hier nicht, dass man in meinem Alter vielleicht noch nicht bereit für eine Familie ist.“ Für sie sei dieser Druck noch verkraftbar. „Meine Freundinnen, die über 30 und noch unverheiratet sind, haben es deutlich schwerer. Ich habe manchmal das Gefühl, dass man hier weniger darauf achtet, einen wirklich passenden Partner zu finden, sondern in erster Linie jemanden sucht, um eine Familie zu gründen.“ Dieser Konservatismus sei so tief in der Gesellschaft verankert, dass man als einzelner junger Mensch kaum etwas dagegen tun könnte, sagt sie und zuckt mit den Achseln.

Gänzlich der Heimat den Rücken kehren, will Anahit jedoch auch nicht. „Natürlich werde ich Armenien vermissen. Die Menschen hier, ihr Temperament, ihre Warmherzigkeit – das alles liebe ich an meiner Heimat.“ Am liebsten würde sie einen Job im Ausland finden, der sie regelmäßig für Projekte zurück nach Armenien bringt. „Alle paar Monate würde ich gerne zurückkommen – aber vorerst würde ich nicht sagen, dass ich eines Tages dauerhaft zurückkehre.“

Anahit hat nicht mehr viel Zeit. Sie muss zur Arbeit, schließlich ist es Montagmorgen. Nicht nur Frauen haben in Armenien mit dem vorherrschenden Konservatismus zu kämpfen. Während sie sich um ihre Emanzipation bemühen müssen, muss eine andere Bevölkerungsgruppe gegen Diskriminierung und Hass kämpfen. Schwule, Lesben, Bi- oder Transsexuelle haben

es in Armenien nicht leicht. Zwar steht ihre sexuelle Gesinnung nicht mehr unter Strafe, doch sind sie noch längst nicht in der Gesellschaft akzeptiert.

12. Konservatismus in der Gesellschaft: Im Kampf für die Rechte der LGBT-Szene

„Ich weiß, dass sich etwas verändern wird, ich weiß nur nicht wann.“

Ein karger Kinosaal im Zentrum für zeitgenössische und experimentelle Kunst in Jerewan. Die heutige Veranstaltung ist nur für geladene Gäste, zu groß ist die Gefahr, dass sie sonst unterbrochen oder gestört wird. „Lsir inds“ – „Hör mir zu“ ist der Titel des Dokumentarfilms, der an diesem Tag Premiere feiert. Er erzählt die Schicksale von zehn Armeniern, die aufgrund ihrer Sexualität in der Heimat verspottet, verstoßen, bedroht oder tatsächlich auch körperlich angegriffen wurden. Sie gehören der LGBT-Szene an, sind also lesbisch, schwul, bisexuell oder Transgender. Das Publikum im Saal sieht eher alternativ aus. Frauen mit Kurzhaarschnitten, anstelle der wallenden Mähnen, die man sonst so oft in der Stadt antrifft. Lockere bequeme Kleidung, anstatt enger Kleider, zerschlissene Turnschuhe statt High Heels oder Lederschuhe. Am Ende der Vorstellung ist ein Großteil der Menschen im Saal zu Tränen gerührt. Einige, weil sie ihre Freunde und Verwandten zum ersten Mal so offen über ihre Erfahrungen sprechen hören, andere, weil sie das Ausmaß der Diskriminierung von LGBT-Mitgliedern unterschätzt hatten.

Produziert wurde der Film von der Menschenrechtsorganisation „Pink Armenia“, die sich für die Belange der LGBT-Szene einsetzt. Mit einem der Gründungsmitglieder der Organisation, Mamikon Hovsepien, habe ich einige Tage zuvor ein Interview geführt. Er lud mich schließlich zur Filmpremiere ein. Die Doku erzählt vieles von dem, was mir Hovsepien zuvor in den Büroräumen der Organisation erzählt hatte.

„Vor gut zehn Jahren ging es uns besser. Wir hatten Gay-Clubs, wir hatten eine gewisse, mehr oder weniger öffentliche Szene. Mittlerweile ist es eher eine Underground-Szene, was auch schön ist, aber anders“, erklärt Hovsepien. Der 34-Jährige wirkt eher zurückhaltend. Hier und da gäbe es einige „gay-freundliche“ Clubs und Bars, aber nicht offiziell. „Selbst wenn wir als „Pink Armenia“ eine Party organisieren, können wir sie nicht öffentlich machen. Aus Sicherheitsgründen müssen wir auf Einladungen setzen.“ Homosexualität wurde Anfang der 2000er in Armenien entkriminalisiert. Die Menschen fingen an über das Thema zu sprechen, es wurde in den Medien diskutiert. „Einige unserer Community-Mitglieder beschlossen, offener zu leben. Sie eröffneten Bars, sie versuchten uns zu integrieren.“

Als die armenische Regierung jedoch beschloss, den russischen Kurs einzuschlagen, habe sich die Situation verändert. „Sie verfolgen die russische Agenda, nicht offiziell, aber inoffiziell. Deshalb haben wir hier viele nationalistische Gruppierungen, die wachsen und eine Gefahr für Menschen darstellen, die anders sind. Das bekommen wir zu spüren“, so Hovsepien. Seiner Meinung nach müsste sich Armenien von Russland distanzieren, mit anderen Ländern kooperieren, frei und unabhängig sein, damit sich die Situation verändert. „Armenien ist sehr homophob. Aber das ist nicht die echte Haltung unserer Gesellschaft. Die Menschen haben einfach kein Wissen, sie werden zu stark von den Medien beeinflusst.“

Die Gewalt gegen Mitglieder der LGBT-Szene fange laut Hovsepien bereits in den Familien an. „Sie werden rausgeschmissen oder eingesperrt, manche werden verprügelt.“ Auch außerhalb der Familien müssten Schwule und Lesben mit Diskriminierung rechnen. Im Jahr 2012 wurde die gay-freundliche „DIY-Bar“ in die Luft gesprengt. Drei junge Männer schlugen in der Nacht vom 8. Mai die Fensterscheibe der Bar ein, warfen einen Molotow-Cocktail hinein, der kurze Zeit später eine große Explosion auslöste. Zwar war die Bar selbst zu dieser Zeit geschlossen, doch da sie sich im Erdgeschoss eines Wohnhauses befand, hätten bei dem anschließenden Brand Menschen verletzt werden können. Die Behörden standen in der Kritik dafür, dass sie den Verantwortlichen lediglich „Brandstiftung“ zum Vorwurf machten. In den sozialen Netzwerken wurden die Brandstifter für ihre Tat gefeiert – und auch im öffentlichen Diskurs war von Begriffen wie „Volksverhetzung“ oder „Hass-Verbrechen“ keine Spur.

„Dieser Konservatismus wird der armenischen Gesellschaft noch sehr schaden“, sagt Hovsepien. Aufgrund der anhaltenden Konflikte mit der Türkei und Aserbaidschan spürten Armenier seiner Meinung nach eine Bedrohung für ihre Gesellschaft. „Viele denken, dass wir konservativ sein müssen, um uns zu schützen. Aber genau aus diesem Grund wollen Menschen das Land verlassen. Egal, wie patriotisch sie sind, sobald sie realisieren, wie das Leben wirklich sein könnte, welche Freiheiten es gibt, wollen sie schon gehen.“

Die Organisation „Pink Armenia“ hat zu dieser Thematik in den Jahren 2011 bis 2013 eine Studie durchgeführt. „In erster Linie soll die Studie aufzeigen, wie viel Geld dem Staat durch die Emigration von Mitgliedern der LGBT-Szene verloren geht“, erklärt Hovsepien. Doch auch die Gründe für die Auswanderungswelle wurden darin untersucht. In erster Linie verließen Armenier das Land aus wirtschaftlichen Gründen. Danach folgt der anhaltende Konflikt um die Berg-Karabakh-Region, Unzufriedenheit mit der korrupten Regierung, die aktuelle Menschenrechtslage und die schlechte Gesundheitsversorgung.

Mitglieder der LGBT-Szene würden demzufolge vor allem aufgrund der vorherrschenden Diskriminierung das Land verlassen. Neben der Diskriminierung nannten sie noch die Nichtvereinbarkeit zwischen persönlichen und in der Gesellschaft angesehenen Werten, sowie eine eingeschränkte Möglichkeit der Selbstverwirklichung. Besorgniserregend sei zudem, dass diese Menschen das Land zum Großteil dauerhaft verlassen wollen.

Wenn Mamikon Hovsepian in die Zukunft blicken soll, ist er nicht gänzlich pessimistisch. „Ich weiß, dass sich etwas verändern wird, ich weiß nur nicht wann. Ob es in zwei Jahren sein wird, oder in 20 Jahren. Wir müssen einfach weiter kämpfen und dürfen nicht aufgeben.“

13. Birthright Armenia: Diaspora-Armenier lernen ihre Heimat kennen – und lieben

„Ich will ein Teil des Landes sein und es aufbauen. Ich will ein kleiner Stein im Gebäude sein – une petite pierre à l'édifice.“

„Die Idee ist, eine Verbindung zwischen jungen Diaspora-Armeniern und ihrer Heimat herzustellen“, sagt Gohar Khatchatryan, die bei der Organisation „Birthright Armenia“ für die Sprachangebote und die Unterbringung in Gastfamilien zuständig ist. Seit 2003 bietet die Organisation jungen Menschen mit armenischen Wurzeln einen Aufenthalt in ihrer Heimat an. Wer bereit ist, sich mindestens neun Wochen lang ehrenamtlich im Land zu engagieren, bekommt von der Organisation im Gegenzug eine Unterbringung in einer Gastfamilie, Sprachunterricht und ein Programm voller Ausflüge in die verschiedenen Regionen im Land. Wir sitzen im Jerewaner Büro der Organisation. Es liegt direkt am Platz der Republik, einem der Verkehrsknotenpunkte der Stadt. Gohar Khatchatryan und ihr Kollege Adam Arakelyan, der unter anderem für die Social-Media-Auftritte der Organisation zuständig ist, haben mich zum Interview hierher eingeladen. „Es ist auf so vielen Ebenen wichtig, dass wir eine Verbindung zwischen der jungen Diaspora und Armenien herstellen. Einige der Teilnehmer wissen, dass sie armenische Wurzeln haben, aber viel mehr auch nicht. Sie sind ohne die Sprache, ohne die Traditionen aufgewachsen, sie wissen nur, dass sie diesen Teil ihrer Identität haben, aber eigentlich nicht, wie er wirklich aussieht“, erklärt Khatchatryan. Primäres Ziel der Organisation sei demnach, den jungen Menschen auf ihrer Identitätssuche weiterzuhelfen. Der Großteil der Teilnehmer hat rein armenische Wurzeln (68,5 Prozent mit vier armenischen Großeltern, 21 Prozent mit zwei armenischen Großeltern). Doch es gibt auch Teilnehmer, bei denen lediglich ein Großvater oder eine Großmutter aus Armenien stammt (7 Prozent), die demnach nur wenige Berührungspunkte mit der armenischen Kul-

tur hatten. Seit der Gründung der Organisation haben 1.216 (Stand: Oktober 2016) junge Armenier aus insgesamt 44 Ländern das Programm absolviert. 78 von ihnen haben beschlossen, nach Armenien zurückzukehren und ihr Leben dort fortzusetzen.

Die riesige Diaspora müsse nicht als Nachteil für das Land, sondern als Quelle für Fortschritt gesehen werden, sagt Adam Arakelyan. „Diese jungen Menschen bringen unheimliches Potenzial in das Land mit, da sie nicht nur akademisches, sondern auch alltägliches Wissen aus dem Ausland mitbringen, was wir hier in Armenien wie ein Schwamm aufsaugen sollten. Deshalb sollten wir sehr nah an unserer Diaspora sein.“ Denn genau dieses Engagement vor Ort sei es, was das Land dringend brauche. „Viele Diaspora-Armenier schicken jedes Jahr Geld und denken, sie haben geholfen, aber sie würden nicht in das Land selbst reisen und vor Ort helfen. Für sie bleibt Armenien abstrakt“, sagt Khatchatryan. „Das meine ich gar nicht so negativ, wie es klingt. Aber es ist eben was anderes, wenn Menschen tatsächlich vor Ort helfen.“ Denn wer im Land selbst ist, kann es selbstredend besser einschätzen. Die wöchentlichen Exkursionen, die den Teilnehmern des „Birthright“-Programms angeboten werden, sollen dazu beitragen.

An einer dieser Exkursionen nehme ich teil. Es geht in die Region Armaravir, etwa eine Autostunde westlich von Jerewan. Hier besuchen die Teilnehmer des „Birthright Armenia“-Programms das „Karas“-Weingut. Wir fahren über rumpelige Straßen an verlassenen Fabrikgebäuden vorbei. Es ist ein kühler und bewölkter Septembertag. Die karge Kulisse am Straßenrand wirkt eher bedrückend. Einzig der Berg Ararat, eines der Nationalsymbole Armeniens, wertet den Ausblick auf.

Neben mir sitzt die 27-jährige Ani Paitjian. Die Teilnehmerin kommt aus Brüssel. „Es ist ein schöner, heimischer Anblick, aber auch traurig, oder?“ Die typisch kaukasische Landschaft gefalle ihr. „Aber all diese verlassenen Fabriken und Wohnhäuser. Es macht mich traurig und ich frage mich, was hier drin wohl mal passiert ist.“ Als wir an sowjetischen Blockbauten vorbeifahren, sagt sie: „Ich hätte genauso in einem solchen Haus aufwachsen können“, und schüttelt den Kopf. „Ich hatte einfach nur das Glück, in einem Land wie Belgien aufwachsen zu können. Die 27-jährige ist vor wenigen Wochen aus Belgien nach Armenien gekommen. Ihr Freiwilligendienst zieht sich bis zum Ende des Jahres. „Ich überlege aber, nach Armenien zu ziehen.“ In Belgien hat sie als Journalistin gearbeitet. „Früher haben mir alle immer Armenien als eine Art Hölle beschrieben. Jetzt wo ich als Erwachsene hier bin, merke ich, dass sich viel verändert hat – für mich zum Positiven.“ Wenn sie jedoch mit den Menschen im Land spricht, sind viele sehr negativ. „Ich habe von vielen Fällen gehört, in denen gelernte Ingenieure anfangen als Köche zu arbeiten, weil es einfach keine andere Chance gibt“,

sagt sie. „Natürlich gibt es noch viel zu tun im Land, aber ich glaube daran, dass es besser werden kann. Ohne die Diaspora ist das jedoch nicht zu schaffen. Und ich möchte dazu beitragen. In Belgien sagt man: ‚Une petite pierre à l’édifice‘ – ein kleiner Stein im Gebäude“ – das will ich sein.

Oft wird sie gefragt, wieso sie ein Leben in Europa zurücklassen will, um stattdessen in Armenien zu leben – mit all den Schwierigkeiten, die das Land bietet. „Es gibt einen armenischen Ausdruck, der das ganz gut beschreibt. Übersetzt heißt er so viel wie ‚mein Blut zieht mich an‘ – und bei mir ist das ganz genauso. Mein Blut zieht mich an, ich will hierher“, sagt Ani.

Die jungen Erwachsenen werden an diesem Tag mit den Arbeitern des Weinguts Weintrauben pflücken und später mit ihnen Mittagessen. „Redet mit den Leuten, benehmt euch nicht wie schüchterne Teenager, sondern seid kommunikativ und lernt die Menschen kennen“, scherzt Hayk Vardanyan auf der Hinfahrt zum Weingut. „Die Leute sollen rauskommen aus Jerevan und das Land kennenlernen. Wenn sie die ganze Zeit in der Hauptstadt bleiben, lernen sie nur die eine Seite des Landes kennen.“ Die Organisation bietet derartige Exkursionen jede Woche an. Mal geht es zu konkreten Veranstaltungen, mal in bestimmte Regionen. „Besonders beliebt ist die mehrtägige Exkursion nach Artsakh. So nennen Armenier die Berg-Karabakh-Region.

Am Weingut angekommen, geht es nach einer kurzen Führung direkt aufs Weinfeld. „Die Frauen schnappen sich die Scheren! Jungs, ihr helft beim Tragen der Körbe voll Weintrauben“, ruft eine Arbeiterin mittleren Alters. Es scheint, als sei sie eine der Koordinatorinnen an diesem Tag. Ihre Haut ist braungebrannt, die Kleidung abgewetzt. Mit ihrem groben Ton scheucht sie die Teilnehmer in den Weinberg. Innerhalb weniger Minuten sind alle zwischen den Weinreben verschwunden. Auf der holprigen Straße zwischen den Feldern steht ein Lastwagen, dessen Ladefläche voll mit grünen Weintrauben ist. Nach kurzer Zeit kommen bereits die ersten männlichen „Birthright“-Teilnehmer und füllen den Laster weiter mit Weintrauben. Ich suche Ani inmitten der Weinstauden. Sie ist relativ weit nach hinten gegangen und pflückt die Trauben. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie die Menschen hier den ganzen Tag arbeiten können. Ich bin gerade einmal seit einer halben Stunde beschäftigt und schon müde“, sagt sie lachend. Ihre Hände sind klebrig vom Fruchtsaft. „Bei uns in Belgien würde vermutlich niemand mehr Weintrauben mit den Händen pflücken. Die Menschen dort haben Geräte, die diese Arbeit erledigen. Die Arbeit ist für die Menschen weniger anstrengend.“

Wenige Meter neben Ani, wuselt Arbeiterin Susanna zwischen den Stauden herum. Sie arbeitet schon seit 10 Jahren auf dem Weingut. Davor hat sie auf einer Aprikosenplantage gearbeitet. Susanna ist vielleicht Mitte 50, sie

trägt eine lilafarbene Mütze, die ihr bis über die Augenbrauen rutscht. Dazu eine Fleecejacke in der passenden Farbe. „Du kommst also aus Deutschland?“, fragt sie, nachdem wir uns kurz unterhalten haben. „Meine Nichten leben in Deutschland und den Niederlanden. Mein älterer Sohn überlegt jetzt auch dorthin zu gehen“, sagt sie und lacht. „Viele junge Menschen gehen. Meine beiden Söhne sind momentan in Russland. Sie sind beide Ingenieure, richtig gute Ingenieure! Aber hier gibt es keine Arbeit – und wenn es sie gibt, ist sie schlecht bezahlt. Sie können ihre Familien nicht durchbringen“, sagt sie und fügt mit etwas ernsterer Stimme hinzu: „Und ich bin hier alleine.“ Wie sie es findet, dass die Jungen das Land verlassen? „Ich kann nur sagen, dass die Eltern sehr darunter leiden. Wirklich sehr“, sie wendet sich ab und widmet sich wieder ihrer Arbeit.

Die (saisonale) Migration vor allem nach Russland bekommen auch die Betreiber des Weinguts zu spüren. Gabriel Megrouni, Agraringenieur des Weinguts, hat die Birtright-Teilnehmer bereits den gesamten Vormittag durch das Gelände geführt. „Vor allem im Sommer merken wir den Mangel an Arbeitskräften“, sagt er. Die Männer aus den umliegenden Dörfern gehen dann für mehrere Monate nach Russland, um dort als Saisonarbeiter zu arbeiten. „In der Hochsaison bekommen wir es sehr stark zu spüren. Die Menschen gehen für drei bis vier Monate ins Ausland. Jahr für Jahr wird es schwieriger, Arbeiter für die Ernte zu finden.“ Um dagegen zu arbeiten, versucht das Weingut, die Arbeiter mit besonders attraktiven Konditionen im Land zu behalten. „Wir kümmern uns um den Transport zwischen dem Weingut und den Dörfern der Arbeiter, wir kümmern uns um die Krankenversicherung, sie bekommen von uns Essen, wir stellen die Geräte bereit, es gibt Boni, bezahlten Urlaub – so versuchen wir sie an unser Unternehmen zu binden“, sagt er. Zumindest im landwirtschaftlichen Bereich seien solche Arbeitsbedingungen in Armenien noch eher selten. „Wie versuchen ihnen das Beste zu geben, weil wir sie sonst verlieren und ohne sie ist das alles hier nichts wert.“

Ihre Arbeit auf dem Feld wird Birtright-Teilnehmerin Ani noch circa eine Stunde fortsetzen. Danach geht das straffe Programm der Exkursion weiter. Die Teilnehmer fahren an diesem Tag noch zum nahe gelegenen Kriegsdenkmal von Sardarapat und dem dazugehörigen Museum. Sie erreichen Jerewan am frühen Abend. Voll mit neuen Eindrücken.

14. Interview mit Achod Papasian: Rückkehrer aus Frankreich

„Ich bin der Erste in meiner Familie, der den Ararat gesehen hat.“

Achod Papasian ist einen ähnlichen Weg wie Ani gegangen. Auch er war

Teilnehmer des „Birthright Armenia“-Programms und hat seine Repatriierung bereits hinter sich. Seit einigen wenigen Jahren lebt er nun in Armenien und möchte mir von seinen Erfahrungen in der neuen-alten Heimat erzählen.

Auf den ersten Blick sieht man Achod Papasian nicht an, dass er armenische Wurzeln hat. Der 28-Jährige mit hell rötlich-braunen Locken und grünen Augen, könnte wohl eher aus Irland stammen. Doch spätestens sein Name verrät ihn.

Achod lebt seit drei Jahren in Armenien. Er ist in Frankreich geboren, als Sohn einer Französin und eines aus Beirut stammenden Armeniers. Vor fünf Jahren ist er mit „Birthright Armenia“ als Freiwilliger nach Armenien gekommen – und hat beschlossen hier zu bleiben. „Ich hatte gerade die Uni absolviert und mich nach Freiwilligendiensten im Ausland umgeschaut. Irgendwann bin ich auf Armenien gestoßen und habe realisiert: Wenn es ein Land gibt, in dem ich als Freiwilliger arbeiten will – dann ist es Armenien!“ Achod arbeitete im Rahmen des „Birthright Armenia“-Programms als Übersetzer und Guide in einem Museum, später ging er als Französisch- und Gitarrenlehrer nach Shushi (Berg Karabakh Region), um dort für eine Künstlervereinigung zu arbeiten. „Ich wollte schon immer nach Armenien, das Land kennenlernen und vor allem die Sprache lernen. Als ich vor fünf Jahren hierher kam, war es das erste Mal, dass ich armenischen Boden betrat.“

In seiner Familie war Achod der erste, der Armenien besuchte. „Mein Vater ist in Beirut geboren, meine Großeltern in Damaskus (Syrien) und Kilikien (Türkei). Ich bin sozusagen der Erste in der Familie, der den Ararat gesehen hat“, sagt er und schmunzelt. Seine Beziehung zu Armenien hatte vor allem künstlerischen Charakter. „Ich habe mich mit armenischen Dichtern und Musikern beschäftigt, das war meine Bindung zu Armenien. Um Traditionen ging es bei uns in der Familie nur selten.“ Durch seinen Vater, der einige armenische Freunde aus Beirut hatte, kannte er auch einige Armenier – und vor allem deren Mentalität. „Sie sind sehr warmherzig, sehr angenehme Menschen.“ Und dadurch, dass sein Vater Armenisch (Westarmenisch) spricht, war Achod auch die Sprache vertraut.

„Das erste Mal, dass ich wirklich das Bedürfnis hatte, nach Armenien zu kommen, war, als ich nach einer Stelle für meinen Freiwilligendienst gesucht habe. „Ich hatte mir Armenien nie als konkreten Ort vorgestellt – es war eher eine Ahnung. Für mich war es sehr hart, dass ich nicht armenisch sprechen konnte. Ich hatte vor, es irgendwann zu lernen, habe aber gleichzeitig gedacht, dass ich das vermutlich erst tun werde, wenn ich 50 Jahre alt bin. Armenisch zu lernen, nach Armenien zu kommen, war ein fundamentaler Wendepunkt in meinem Leben“, so der 28-Jährige. Achod arbeitet heu-

te als Musiker und verdient nebenbei mit Übersetzungsarbeiten zusätzlich Geld.

Seine Ankunft in Armenien, vor fünf Jahren, gestaltete sich sehr emotional. „Als ich aus dem Flughafen rauskam, musste ich beim Anblick der Straßen an Beirut denken, das ich zehn Jahre zuvor besucht hatte. Bei meiner Gastfamilie angekommen, fielen mir sofort die lieben Gesichter auf. Es war ein ganz besonderer Ausdruck in den Gesichtern dieser Menschen, so warmherzig“, erzählt Achod. Er kam damals am 23. April an, also einen Tag vor dem Gedenktag zum Völkermord an den Armeniern. Jedes Jahr am 24. April machen sich Armenier auf den Weg zur Gedenkstätte des Völkermords, Zizernakaberd. Dort legen sie Blumen nieder und gedenken der Opfer des Genozids. Es ist ein nationaler Trauertag, an dem Politiker, Geistliche und Bürger teilnehmen. Die öffentlichen Verkehrsmittel bringen die Menschen an diesem Tag kostenlos zur Gedenkstätte. Schulen bringen ihre Klassen dorthin. Jeder nimmt teil. Jeder nimmt Anteil.

„Meine erste Nacht war sehr bewegend. Beim Abendessen war eine Frau zu Gast, die armenische Volkslieder gesungen hat, mit sehr viel Pathos und Melancholie. Ich habe direkt an meinem ersten Abend zwei Stunden geweint“, sagt Achod und lacht verlegen. „Es hat mich direkt sehr stark berührt. Obwohl ich nur 20 Wörter auf Armenisch konnte, war mir alles sehr vertraut.“ Es ist erstaunlich, wie emotional Achods Bindung zur Heimat seines Vaters geprägt ist, ist er doch weitestgehend ohne armenischen Einfluss aufgewachsen. Seine Zeit als Freiwilliger in Armenien bezeichnet er jedoch als eine der wichtigsten Erfahrungen in seinem Leben. „Es gibt Leute, die sich nie für ihre Wurzeln interessieren. Für mich war das jedoch sehr wichtig“, sagt er.

Als er vor vier Jahren seinen Freiwilligendienst beendete und nach Frankreich zurückkehrte war er innerlich sehr zerrissen. „Ich wusste nicht, ob ich mein Leben in Frankreich oder Armenien fortsetzen wollte. Aber mir wurde sehr schnell klar, dass es einige Dinge gab, die mir in Armenien sehr viel besser gefallen haben. Das Zwischenmenschliche, die Natur. Ich beschloss zurückzukehren.“

Seine Familie habe ihn von Anfang an ermutigt. „Sie sagten: Wenn du in Armenien glücklich bist, dann geh dorthin. Mein Vater ist mittlerweile neidisch, dass ich hier bin und er in Frankreich. Meine Mutter hat mich besucht, mein Bruder hat mich besucht – ich habe sie alle rumgeführt – als Touristenführer“, erzählt er lachend. Im Alltag verspüre er kaum Schwierigkeiten. Er nimmt das Leben in Armenien so hin, wie es ist. Was ihn jedoch stört, ist die Haltung vieler Menschen. „Hier herrscht bei vielen eine sehr negative Stimmung. Hier spürt man nämlich die politischen Probleme auf der eigenen Haut“, erklärt er. „Doch Armenier haben die Angewohnheit

sich lediglich zu beschweren, aber nichts zu verändern. Das kann ich nicht verstehen“, sagt er.

Anfangs habe er sich diese Beschwerden noch interessiert angehört und mit den Menschen diskutiert. „Ich wollte schließlich auch die Sprache lernen und mich mit ihnen unterhalten. Aber mittlerweile kann ich diese Art von Konversation nicht mehr hören. Ich habe solche Gespräche schon 116.000 Mal gehört“, scherzt er. „Wenn die Leute sich hier über die Politik beschweren wollen, sollen sie das tun, bloß nicht bei mir.“ Was Achod hier scherzhaft beschreibt, ist ein Problem, das in Armenien sehr spürbar ist. Viele meiner Interviewpartner haben diese Tatenlosigkeit der Bevölkerung kritisiert.

Dennoch: Achod kann verstehen, wieso junge Menschen das Land verlassen wollen. „Die Gründe für die Abwanderung sind sehr verständlich und ich beschuldige niemanden. Ich habe es damals, als ich neu hier war, sehr schade gefunden, dass so viele Menschen gehen. Aber da kann man nichts machen. Man kann niemanden zwingen hierzubleiben, wenn sie das Leben hier hassen. Genauso kann man niemanden aus der Diaspora dazu drängen, zurückzukehren.“ Ohne ein eigenes, persönliches Bedürfnis nach Armenien zurückzukehren, sei eine solche Repatriierung nicht möglich.

Achod ist trotzdem der Meinung, dass Armenier aus dem Ausland, ihrer Heimat eine Chance geben sollten. „Die Diaspora-Armenier müssen verstehen, dass das Armenier-Sein hier stattfindet“, sagt er. Würden mehr Armenier aus dem Ausland in die Heimat ziehen, würde das dem Land sehr gut tun, glaubt er. „Ich komme aus Paris. Da kannst du in einem Gebäude Menschen aus 20 Ländern treffen. Hier hast du nur Armenier. Das ist schade, weil alles sehr einheitlich ist. Alle sind derselben Meinung, leben immer auf dieselbe Weise. Ich denke, wenn mehr Armenier aus der Diaspora zurückkehren würden, wäre das ein großer Fortschritt fürs Land“, sagt er.

15. Repat Armenia: Ein Versuch, die Repatriierung anzukurbeln

„Im Moment ist Armenien für eine ‚Massenrepatriierung‘ nicht bereit.“

Was bei „Birthright Armenia“ nur ein Nebeneffekt des angebotenen Programms ist, ist für die Organisation „Repat Armenia“ das Hauptziel: Die Repatriierung von Armeniern aus der Diaspora. Ich treffe mich mit Vartan Marashlyan, einem der Gründungsmitglieder von „Repat Armenia“. Er selbst ist den Weg der Repatriierung gegangen und weiß nur zu gut, wie es sich anfühlt, aus dem Ausland nach Armenien zurückzukehren.

Den Großteil seines Lebens hat Marashlyan in Russland verbracht. 1980 beschlossen seine Eltern, Armenien zu verlassen und nahmen den damals 5-Jährigen mit. Er wuchs in Moskau auf, realisierte aber im Laufe der Jahre,

dass er zurückkehren will. „Ich habe fast 30 Jahre in Moskau gelebt, habe dort geheiratet, mein Kind ist dort geboren. Wir haben immer darüber nachgedacht nach Armenien zurückzukehren, aber immer nur theoretisch“, sagt er. „Für viele Menschen scheint die Repatriierung ein riesiger Schritt zu sein, der gut durchdacht sein muss. Aber selbst wenn du nur zwei Jahre hier lebst, ist es für dich als Mensch, dein Berufsleben und deine Kinder eine richtige Entscheidung und ein Gewinn. Man muss die Gelegenheit nutzen und es einfach versuchen.“ Im Jahr 2010 hat er gemeinsam mit seiner Frau schließlich den finalen Schritt getan und bis jetzt ist er froh über seine Entscheidung. „Ich lebe hier ein volles Leben. Gut, das Leben ist hier definitiv schwieriger als im Ausland – vor allem aus finanzieller Sicht – aber ich bin glücklicher. Und das ist mir wichtiger.“

Ich treffe mich mit Marashlyan in einem Café unweit vom Platz der Republik. Er erzählt von der Gründung seiner Organisation. „Es hat alles damit angefangen, dass wir eine Website mit nützlichen Informationen für die Repatriierung nach Armenien erstellen wollten“, erzählt er. Schließlich hätten sechs der insgesamt zwölf Gründer der Organisation genau diesen Prozess mitgemacht. „Unser Ziel ist es, Armeniern, aber auch Nicht-Armeniern, die hier Fuß fassen wollen und dauerhaft in Armenien leben wollen, diesen Schritt zu erleichtern.“ Dazu bietet die Organisation Informationen und Unterstützung bei der Suche nach Arbeitsplätzen, beim Transport der Besitztümer, bei der Integration in die Gesellschaft. Armenien sei auf diese Art des Zuzugs angewiesen. „Wir brauchen einen starken Staat. Wir brauchen Menschen mit neuen Ideen, mit Leidenschaft, mit Energie und guten Beziehungen“, so Marashlyan. Die Emigration sei ein riesiges Problem, das man nicht einfach stoppen könne. „Man muss neue Perspektiven schaffen und da spielen die ‚Repats‘ eine riesige, wichtige Rolle.“ Auch wenn immer mehr Menschen das Land verlassen, sei Armenien in seinen Augen für eine „Massenrepatriierung“ noch nicht bereit. „Die Regierung hat keine wirkliche Pro-Repatriierungs-Politik. Das Thema steht zwar auf der Agenda, aber der Umgang damit ist sehr passiv. Es hat nicht wirklich Priorität“, sagt er. Ein weiterer Grund seien die wirtschaftlichen Perspektiven für Diaspora-Armenier, die beschließen zurückzukehren. „Wir haben zwar einige interessante Initiativen, aber große wirtschaftliche Möglichkeiten gibt es noch nicht. Diese müssen noch geschaffen werden.“

Derzeit würden laut Marashlyan rund 1.000 bis 1.500 Menschen pro Jahr dauerhaft nach Armenien ziehen. „Damit meine ich freiwillig Zugezogene, nicht Flüchtlinge aus Syrien, dem Irak oder der Ukraine, die derzeit auch in relativ hohen Zahlen ins Land kommen.“ Die „Repats“ nennen dabei die unterschiedlichsten Gründe für ihre Rückkehr nach Armenien. „Viele fühlen sich im Vergleich zu anderen Großstädten in Jerewan extrem sicher. Wenn

ich den Alltag hier mit dem in Moskau vergleiche, kann ich das nur bestätigen“, so Marashlyan. Andere wiederum wollen Teil des Aufbaus des Landes sein. „Viele haben sehr viel Zeit damit verbracht, ihre Kultur im Ausland zu wahren – aber die Zukunft des Landes wird immer noch in Armenien selbst entschieden.“ Und zuletzt sei es in Armenien für Armenier mit ausländischen Abschlüssen einfacher, Fuß zu fassen und einen Job zu finden, als im Ausland. „Sie werden zwar schlechter bezahlt, aber sie steigen schneller auf, sammeln viel mehr Berufserfahrung und können mit wenig Aufwand viel bewirken.“ Seine Organisation arbeite derzeit mit circa 500 Menschen zusammen. Davon lebe die Hälfte bereits im Land und braucht Unterstützung bei der Integration. Die andere Hälfte bewerbe sich aus dem Ausland. „Die meisten Bewerber, rund 40 Prozent, kommen derzeit aus Syrien. 15 Prozent aus den USA, 12 Prozent jeweils aus Russland und dem Libanon, 5 Prozent aus dem Iran und rund 2 Prozent aus Kanada. Sie sind meistens, was uns sehr freut, zwischen 20 und 35 Jahre alt und haben gute Abschlüsse.“ Vor allem im IT-Sektor gäbe es großen Bedarf an Arbeitskräften. Aber nicht nur dort. „Wir brauchen Hostels, wir brauchen neue Tourismusanbieter, wir brauchen Webdesigner, Digitales Marketing – Leute, die in Armenien leben, aber die große, weite Welt ins Land holen.“

Dabei hat sich Armenien in den letzten Jahren bereits stark verändert. Mehrere Organisationen und Firmen versuchen die Potenziale des Landes zu fördern. „Wir haben beispielsweise einen Unternehmer, der aus Russland nach Armenien gezogen ist, um organisches Trockenobst herzustellen, oder ein Unternehmen von US-Armeniern, die die erste Naturkosmetik-Marke in Armenien gegründet haben. Wir haben eine Initiative, die es ermöglicht, dass 200 Frauen in den verschiedensten Dörfern des Landes Arbeit bekommen, indem sie Produkte herstellen, die wiederum exportiert werden“, erklärt Marashlyan.

Was gleich geblieben sei – und was das Land weiterhin am Wachstum hemme, sei eher auf institutioneller Ebene zu finden. Das politische System, Strafverfolgung, die Mentalität der Menschen, die Haltung zur Ausbildung. „Viele Menschen hier denken noch immer, dass es wichtiger ist, einen Abschluss zu erhalten, anstatt das dazugehörige Wissen zu erlangen. Sie suchen sich eher einen prestigeträchtigen Beruf aus, anstatt etwas zu lernen, das auf dem Markt gebraucht wird. Sie wandern eher aus und investieren ihre Energie in die Integration in eine fremde Kultur, anstatt hier in Armenien zu arbeiten.“

Die Verbindung zwischen Armenien und seiner Diaspora sei jedoch nicht nur für das Land selbst wichtig. Auch die Diaspora-Armenier selbst könnten durch den Rückzug nach Armenien, beziehungsweise allein durch ein stärkeres Involvieren in den Alltag des Landes, viel lernen. „Die armenische

Identität der Diaspora ist geprägt vom Gedenken an den Genozid, von Traditionen, wie dem armenischen Barbecue oder familiären Werten, von der Kirche, von der Sprache – aber was derzeit im Land passiert, ist nicht so präsent“, sagt Marashlyan. Die Menschen müssten jedoch das Land bereisen, dort arbeiten, studieren, um es wirklich zu kennen. „Meinetwegen sollen sie am Halbmarathon in Jerewan teilnehmen, sie müssen das echte Leben, das heutige Leben in Armenien kennenlernen. Das sollte Teil ihrer armenischen Identität sein.“

Marashlyan spürt, wie der demografische Wandel, der auch durch den starken Wegzug von jungen Armeniern ausgelöst wird, langsam auch Thema in der Politik wird. Die wieder ausgebrochenen bewaffneten Kämpfe an der Grenze zwischen Aserbaidschan und dem Berg-Karabakh-Gebiet im April 2016, die bewaffnete Geiselnahme in einer Polizeistation im Sommer 2016 – diese beiden Ereignisse haben seiner Meinung nach deutlich gemacht, dass der Mangel an jungen Menschen im Land eine ernsthafte Bedrohung für die Sicherheit darstellen kann. „Ich würde nicht sagen, dass das Thema bereits Teil der politischen Agenda ist. Aber die Politiker haben angefangen darüber nachzudenken“, so Marashlyan. Früher sei die Haltung der Politik seiner Meinung nach eher gegenteilig gewesen. „Schließlich haben die Diaspora-Armenier ihre Familienmitglieder regelmäßig mit Geld versorgt. Den Oligarchen war das ganz recht, da sie so immer weiter Produkte importieren konnten und diese von den Menschen gekauft wurden – anstatt die Wirtschaft im Land anzukurbeln. Aber dieses System wird nicht für immer halten.“ Mit seiner Organisation will Marashlyan noch viel weiter gehen. „Wir möchten uns von einer einzelnen Organisation zu einer Bewegung entwickeln. Ich denke, wir sind dafür auf dem richtigen Weg, aber wir brauchen noch Partner, die uns unterstützen. Ganz egal, ob sie regierungsnah oder oppositionell sind – es ist für uns alle wichtig.“

Marashlyans Büro ist im „Impact Hub Jerewan“ untergebracht, einem Bürokomplex zur Förderung von Start-Ups und sozialen Innovationen. Verschiedene kleinere Firmen und Initiativen haben dort ihre Büros. Sie wurden meist von Diaspora-Armeniern gegründet, die in ihre Heimat investieren wollen. Der Slogan des Hubs lautet „Empowering individuals who move society forward“. Ein Beispiel für ein solches Projekt ist das TUMO-Center in Jerewan, das sich der Ausbildung von Kindern im IT-Bereich widmet, das ich als letztes besuchen werde.

16. Zukunftsprojekt TUMO-Center: Kostenlose IT-Ausbildung für Kinder

Hovhannes Tumanyan gehört zu den wichtigsten Dichtern der armenischen Literaturgeschichte. Der 1923 verstorbene Poet war jedoch nicht nur für seine großen Balladen und Gedichte bekannt, sondern auch für seine Märchen, die in Armenien seit Jahrzehnten den Kindern vorgelesen werden. Sie sind Klassiker, ähnlich wie die Märchen der Gebrüder Grimm in Deutschland. Es gibt viele Denkmäler für den Dichter. Eines ist der Tumanyan-Park im Jerewaner Stadtteil Ajapnyak, nordwestlich des Zentrums. Direkt am Park gelegen erstreckt sich ein moderner Bau. Von außen eher schlicht. Doch einmal drinnen, scheint man in eine andere Welt einzutauchen. Die Rede ist vom „TUMO Center for Creative Technologies“, benannt nach dem berühmten Dichter, der mit seiner Kreativität zahlreiche Generationen armenischer Kinder glücklich gemacht hat.

Betritt man das „TUMO“, mag man kaum seinen Augen trauen. Denn hinter dem durch Drehkreuze gesicherten Eingang befinden sich zahlreiche futuristisch anmutende Arbeitsplätze. Es sind Sitzkonstruktionen, mit integriertem Tisch und Computern, die über zur Decke ragende Kabel mit Strom versorgt werden. Sie sind mit Rädern versehen und können sich über mehrere Meter bewegen. Kaum einer dieser Arbeitsplätze ist leer. Überall sitzen Kinder und lernen. Yelena Mardoyan, die für die Presseanfragen des „TUMO“-Centers zuständig ist, erwartet mich in der Eingangshalle. Sie führt mich durch das Gebäude und stellt mir die Arbeit des Zentrums vor. Das „TUMO“ bietet Schülern zwischen 12 und 18 Jahren eine kostenlose Ausbildung in den Bereichen Animation, Spielentwicklung, Webdesign und Film an. Jeder dieser vier Bereiche hat thematisch passende Unterbereiche, die die Kinder im Laufe ihrer Zeit ebenfalls lernen können, wie zum Beispiel Robotik, Fotografie, Programmieren, 3D-Modellierung oder Musikproduktion. „Jeder kann bei uns mitmachen. Es gibt kein Aufnahmeverfahren, dafür vergeben wir jedoch auch keine Diplome“, erklärt Mardoyan. Die Schüler, die derzeit an den beweglichen Arbeitsstationen sitzen, sitzen im sogenannten „Selbstlernzentrum“. Sie arbeiten also gerade selbstständig mit einer speziell angefertigten Software, mit der sie die einzelnen Themenfelder kennenlernen sollen. „Das hier ist der erste Schritt, hier lernen sie die Theorie. In den Workshops geht es später sehr viel praktischer zu“, erklärt Mardoyan und führt mich vorbei an den Arbeitsstationen zu den Workshop-Zimmern. Die Schüler kommen in der Regel ein Mal pro Woche für zwei Stunden ins Zentrum. Täglich gibt es drei Zeitslots, in denen die Kinder ins Selbstlernzentrum kommen können. Pro Zeitslot sitzen etwa 350 Kinder vor den Bildschirmen. „Wir sehen unsere Inhalte als eine Kombi-

nation aus Kunst und Technologie. Uns ist es wichtig, dass die Kinder, die herkommen, ihr kreatives Denken fördern. Viele, die herkommen, sind noch sehr zurückhaltend. Sie sollen verstehen, dass sie das lernen sollen, was sie wirklich interessiert“, erklärt Yelena Mardoyan. Deshalb wird in den Workshops auf Frontalunterricht verzichtet. Stattdessen sollen die Schüler die Inhalte und die Gestaltung der Workshops mitbestimmen.

Ins Leben gerufen wurde das Zentrum vom armenischen Ehepaar Sam und Sylvia Simonian, die in Beirut aufgewachsen und als Teenager in die USA gezogen sind. Sie haben das Zentrum 2011 in Jerewan gegründet, um junge Armenier für die IT-Branche zu wappnen. „Was bietet die Schule? Die allgemeinen Fächer, das Allgemeinwissen. Natürlich brauchen wir das! Wir sind jedoch das Zentrum für Wissen des 21. Jahrhunderts. Wir bereiten die Kinder für diese Welt vor. Sam Simonian wollte genau das machen, er wollte seiner Heimat einen großen Verdienst erweisen und das hat er“, sagt Mardoyan. Mittlerweile gibt es das „TUMO“ vier Mal. Neben dem Zentrum in Jerewan gibt es noch zwei Zentren in den armenischen Städten Dilijan und Gyumri. Ein weiteres Zentrum liegt in Stepanakert, in der Berg-Karabakh-Region.

In einigen Medienberichten wird Armenien als das „Silicon Valley des Kaukasus“ gehandelt. Yelena Mardoyan würde dem zustimmen. „Technologie ist die Zukunft. Wenn du dir die Unis in Jerewan anschaust, sind Programmieren, Grafikdesign und Mathematik die beliebtesten Fächer. Armenien ist in der Hinsicht relativ schnell. Verglichen mit anderen Post-sowjet-Ländern, sind wir sehr fortschrittlich.“

Das „TUMO“ bietet nicht nur seinen aktiven Schülern einen Ort zum Erlernen digitaler Technologien. Einige Alumni des Lernzentrums haben verschiedene Startups gegründet. „Wir bieten ihnen Mentoren und ein Büro. Die jüngsten Startups sind noch immer im TUMO-Center. Sie sind gerade einmal 16 oder 17 Jahre alt und haben bereits ein Handyspiel programmiert.“ Vor allem im Bereich „Technologie“ gebe es sehr viele Startups in Jerewan. Mehrere Experten sahen im IT-Bereich die große Hoffnung für das Land. Und auch wenn die Szene noch vergleichsweise klein ist – sie wächst und stellt ein Potenzial dar, das das Land in den kommenden Jahren voranbringen könnte.

17. Fazit

Armenien ist ein Land, das mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Seit der Unabhängigkeit von der Sowjetunion vor 25 Jahren hat sich zwar vieles verändert, doch noch immer hat die Republik es nicht geschafft, sich

gänzlich von den damaligen Schwierigkeiten zu erholen. Noch immer gibt es zahlreiche akute Probleme, mit der die Gesellschaft zu kämpfen hat. Auf innenpolitischer Ebene sind es Korruption, Arbeitslosigkeit, Armut und die monopolisierte Wirtschaft, die das Land auf innenpolitischer Ebene beschäftigen – im Bereich der Außenpolitik sind es das angespannte Verhältnis zur Türkei, sowie die ständige Gefahr für einen Kriegsausbruch mit Aserbaidschan. Das Phänomen der anhaltenden Emigration mag angesichts dieser Probleme weniger akut erscheinen. Doch tatsächlich sorgt sie nur dafür, dass die bestehenden Schwierigkeiten verstärkt werden.

Ohne junge, gut ausgebildete Bürger kann das Land nicht vorankommen – sowohl auf wirtschaftlicher, als auch auf politischer Ebene. Was Armenien braucht, ist eine Vision, eine Agenda – nicht nur seitens der Politik, sondern auch seitens der Gesellschaft. In Gesprächen mit den Interviewpartnern, sowie mit den Einheimischen, wurde immer wieder die Perspektivlosigkeit der Bevölkerung deutlich. Wer unzufrieden mit seinen Lebensumständen ist, versucht sie im Kleinen, im familiären Kreis zu verbessern – wandert also aus, bittet Verwandte im Ausland um Geld. Doch der Wille beziehungsweise die Kraft, eine gesamtgesellschaftliche Veränderung voranzutreiben, scheint nicht vorhanden zu sein. Deutlich wurde dies vor allem in den vergangenen vier Sommern.

2013, als die Preise für öffentliche Verkehrsmittel angehoben werden sollten, gingen die Menschen in Jerewan zum ersten Mal auf die Straßen. 2014 war es eine geplante Rentenreform, die Proteste auslöste. 2015 demonstrierten Bürger gegen eine geplante Strompreiserhöhung. Im Sommer 2016 ging es um die Freilassung politischer Gefangener. Dieser Protest unterschied sich von den vorherigen, da es sich nicht um soziale oder wirtschaftliche Forderungen handelte, sondern um einen Regimewechsel. Und trotzdem: Der Protest hielt einige Tage an und endete nahezu stumm – ohne irgendeine Veränderung erreicht zu haben. Zwar halten Experten diesen letzten, aktuellen Protest für eine Art Wendepunkt, doch scheint es unwahrscheinlich, dass sich dadurch auf politischer Ebene tatsächlich etwas verändert. Stattdessen, befürchten Experten, könnte dieser Misserfolg des Protests nur dazu führen, dass noch mehr Menschen resignieren – und schließlich das Land verlassen.

Was Armenien braucht, sind Förderprogramme, die in zukunftsorientierte Bereiche investieren, die das Land tatsächlich voranbringen können. Projekte, wie das TUMO-Center oder kleine Initiativen, wie One-Armenia (ein Programm zur Förderung von Crowdfunding-Projekten) oder die Homeland-Development-Initiative-Foundation (eine Stiftung zur Förderung von Frauen in den Dörfern Armeniens), sind zwar ein guter Ansatz, doch angesichts der hohen Abwanderungszahlen noch zu klein. In den Gesprächen mit

den verschiedenen Interviewpartnern wurde deutlich, wie klein diese Förderungsszene derzeit noch ist. Die meisten der Gesprächspartner kannten sich gegenseitig – es scheint sich um einen eher kleinen Kreis motivierter Armenier zu handeln, die vorhaben das Land zu verändern. Was schon mal ein Anfang ist – aber bei weitem nicht genug. Denn Organisationen wie „Birth-right Armenia“ oder „Repat Armenia“, mögen zwar gute Arbeit leisten, doch die Problematik der Emigration werden sie nicht im Alleingang lösen können.

18. Danke – Շնորհակալություն:

Ich möchte an allererster Stelle meiner Familie danken, dafür, dass sie es in den vergangenen Jahren geschafft haben, mein Interesse an Armenien aufrecht zu erhalten. Besonders meine Eltern haben sich bemüht, mir die armenische Sprache beizubringen – und tun es bis heute noch. Vor allem in den Gesprächen mit jungen Diaspora-Armeniern habe ich realisiert, dass ich vergleichsweise noch stark mit der armenischen Kultur verwurzelt bin, was nicht selbstverständlich ist. Ohne diese Kenntnisse über Kultur und Sprache des Landes wäre ich bei meiner Recherche verloren gewesen.

Ich möchte aber auch meinen Familienmitgliedern in der Heimat danken, dafür, dass sie mich durch ihre Ortskenntnis bei meiner Recherche immer wieder unterstützen konnten, aber auch dafür, dass ich durch sie und den ganz alltäglichen Familienwahnsinn, die armenische Kultur noch besser kennenlernen konnte, als zuvor.

Zu guter Letzt möchte ich der Heinz-Kühn-Stiftung danken, durch die ich die Möglichkeit bekommen habe, meine Heimat aus einer ganz anderen Perspektive kennenzulernen. Ein besonderer Dank gilt Ute Maria Kilian, die mich mit ihrem Engagement und der tollen Betreuung sehr gut unterstützt hat.